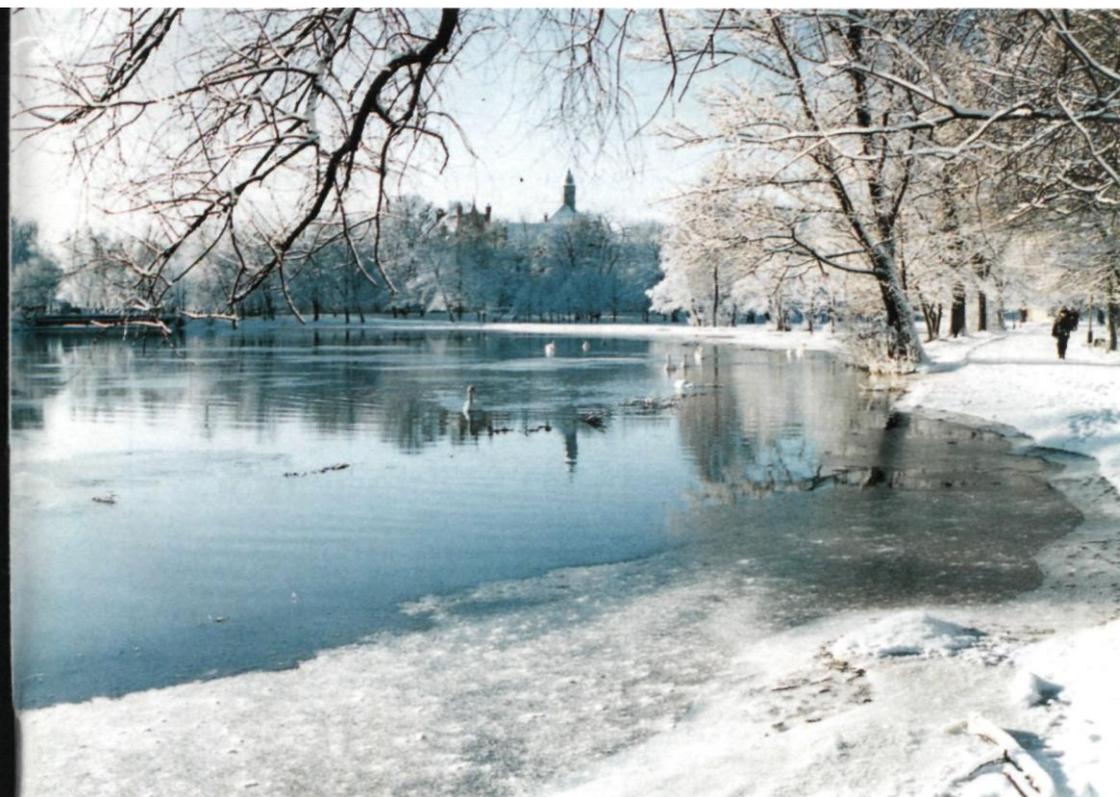


# 25. TILSITER RUNDBRIEF



Aus der Patenstadt Kiel



Auch 1995 erinnert die Stadt, die heute Sowjetsk heißt, mit seinen winterlichen Reizen in diesem Bereich noch immer an das alte Tilsit. Das Foto zeigt den Schlossmühlenteich mit der Neustädtischen Volksschule und der Pfennigbrücke.

Foto: Jakow Rosenblum

AUSGABE 1995/96

Heute auf Seite 3: Ja zum Heimatrecht

# Das Ostpreußenblatt

Woche für Woche



UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND



aktuell  
mit steigender Auflage

Jahrgang 44 - Folge 2

Erhalten selbstständig  
Postfachvertriebsstelle, Gebühr bezahlt

Lithographieanstalt Oberpreußen e.V.  
Parkallee 84/86, 20144 Hamburg 31 C 5524 C

## Die Stimme der Heimat erreicht unsere Landsleute in:

Argentinien · Australien · Belgien · Brasilien · Chile  
Dänemark · Finnland · Frankreich · Großbritannien · Irland  
Israel · Italien · Jordanien · Kanada · Litauen · Luxemburg  
Niederlande · Norwegen · Namibia · Österreich · Portugal  
Schweiz · Schweden · Spanien · Südafrika · Thailand  
Türkei · USA · Venezuela · Zypern



Für unsere Leser  
überall auf der Welt  
zuverlässige  
Informationsquelle

*natürlich auch  
in Ostpreußen*

Einladung  
zum kostenlosen  
Probieren

Aufgrund dieses Gutscheins  
erhalte ich kostenfrei und unverbindlich  
4 Folgen der Wochenzeitung  
DAS OSTPREUSSENBLATT

Vor- und Zuname

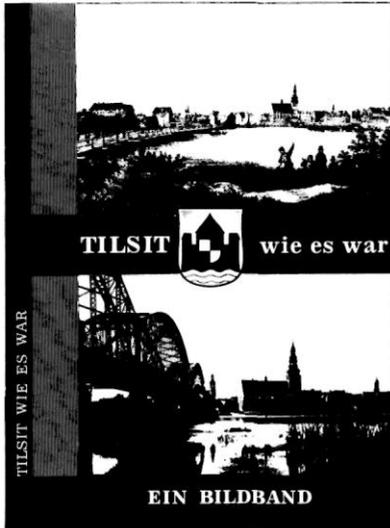
Strasse/Nr.

PLZ Ort

Gültig nur für  
Nichtleser!

**Das Ostpreußenblatt**  
Vertriebsabteilung  
Parkallee 84/86 · 20144 Hamburg

Eine kostenlose Probe können Sie auch formlos auf einer Postkarte beim OSTPREUSSENBLATT anfordern ohne den Coupon auszuschneiden.



Der von der Stadtgemeinschaft Tilsit  
herausgegebene

### Bildband

## TILSIT – wie es war

ist weiterhin lieferbar.

Der Bildband umfaßt 120 Seiten im For-  
mat 17 × 23 cm und enthält 162 Fotos  
auf Kunstdruckpapier. Leineneinband  
mit Goldprägung.

**Preis einschl. Porto  
und Verpackung: DM 24,00**

Etwaige Überschüsse aus dem Ver-  
kaufserlös werden für die Fortsetzung  
der heimatkundlichen Arbeit verwendet  
und dienen ausschließlich gemeinnützi-  
gen Zwecken im Sinne der Vereinsstatu-  
tung der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V.

Bestellungen sind zu richten an die

**Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Gaardener Straße 6, 24143 Kiel**  
Postkarte genügt. Zahlung erst nach Erhalt der Sendung.



Die Kurische Nehrung, ein oft angesteuertes Ziel der Tilsiter Reisegruppen.

Hier der Blick von der Hohen Düne auf den Hafen von Nidden.

## Mit den Tilsitern nach Tilsit, zur Kurischen Nehrung und nach Masuren

Aufgrund des anhaltenden Interesses hat die Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. in bewährter Zusammenarbeit mit einem Reisebüro für die ehemaligen Tilsiter, für ihre Angehörigen und für alle, die sich für unsere Heimatprovinz interessieren, auch für 1996 wieder drei Sonderreisen geplant, nachdem in den vergangenen Jahren bereits 25 Reisen dieser Art durchgeführt wurden.

### Flugreise vom 18. bis 25. Mai 1996, 8 Tage

Flug wahlweise ab Hannover oder Düsseldorf nach Königsberg/Kaliningrad. Weiterfahrt mit dem Bus nach Tilsit/Sowjetsk. Dort 7 Übernachtungen in einfachen Hotels, jedoch alle Zimmer mit Dusche und WC. Stadtrundfahrten durch Tilsit. Tagesausflüge nach Ragnit, Haselberg und Untereißeln sowie ein Tagesausflug zur Samlandküste nach Rauschen. Falls möglich, wird nach Abstimmung mit der örtlichen Reiseleitung wieder ein Tagesausflug mit dem Schiff nach Nidden angeboten (zusätzl. Kosten), 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Tage zur freien Verfügung.

**Preis inkl. Halbpension um 1200,- DM + Visagebühr und ggf. Einzelzimmerzuschlag.**

### 1. Busreise vom 13. bis 23. Juni 1996 nach Tilsit und zur Kurischen Nehrung, 11 Tage

Fahrt im Komfortbus ab Bochum mit Zusteigemöglichkeiten in Hannover, Hamburg und Berlin. Zwischenübernachtung in Schneidemühl. 4 Übernachtungen in Tilsit. Stadtrundfahrt sowie Tagesausflug nach Ragnit, Haselberg und Untereißeln. 1/2 Tage zur freien Verfügung. Weiterfahrt mit dem Bus durch das Memelland über Memel/Klaipeda nach Nidden. Dort 3 Übernachtungen. Tagesausflüge zu den Sehenswürdigkeiten. Evtl. wird zusätzlich eine Fahrt über das Kurische Haff angeboten. Rückfahrt über die Kurische Nehrung mit Zwischenübernachtungen in Danzig und Stettin. Möglichkeit zum Stadtbummel. Zurück über Berlin - Hamburg - Hannover nach Bochum.

**Preis inkl. Halbpension um 1050,- DM + Visagebühr und ggf. Einzelzimmerzuschlag.**

### 2. Busreise vom 15. bis 25. August 1996 nach Tilsit und Masuren, 11 Tage

Anreise nach Tilsit wie bei der ersten Busreise. Dort 6 Übernachtungen. Stadtrundfahrt, Ausflüge nach Ragnit, Haselberg und Untereißeln und in die Elchniederung. Weiterfahrt über Pr. Eylau, Bartenstein nach Nikolaiken. Dort 2 Übernachtungen und eine kleine Masuren-Rundfahrt. Heimfahrt mit Zwischenübernachtung in Stettin. Falls möglich, wird auch bei dieser Reise eine Schifffahrt von Tilsit nach Nidden zusätzlich angeboten.

**Preis inkl. Halbpension um 1050- DM + Visagebühr und ggf. Einzelzimmerzuschlag.**

- Programmänderung vorbehalten -

**Interessenten wenden sich an die Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Gaardener Straße 6, 24143 Kiel.** Danach erhalten Sie weitere Informationen und die Unterlagen für die verbindliche Anmeldung. Postkarte genügt! Geben Sie wegen der erforderlichen Formulare bitte auch die Anzahl der evtl. teilnehmenden Personen an. Die weitere Abwicklung übernimmt dann - entsprechend langjähriger bewährter Regelung - das Reisebüro.

Weiterhin im Buchhandel erhältlich

## Land der vielen Himmel

Memelländischer Bilderbogen - Die Fotosammlung von Walter Engelhard.

Siedler Verlag, ISBN 3-88680-315-5, 160 Seiten mit 90 großformatigen Abbildungen.

**Preis: DM 48-**

---

## Die Brücke von Tilsit

Begegnungen mit Preußens Osten und Rußlands Westen

400 Seiten gebunden. Rowohlt Verlag GmbH, ISBN 3498-038818. **Preis:** DM 42,-

Dieses Buch ist jetzt auch als Taschenbuch erschienen und kostet 16,90 DM

Ulla Lachauer, die Autorin dieser beiden Bücher, ist vielen unserer Leser, insbesondere durch die Fernsehserie über das heutige Ostpreußen bekannt geworden, die zum Jahreswechsel 1992/93 in drei Folgen vom WDR ausgestrahlt wurde.

Ebenfalls im Rowohlt Verlag wird 1996 ein weiteres Buch von Ulla Lachauer unter dem Titel

## Paradiesstraße

**Lebenserinnerungen der ostpreußischen Bäuerin Lena Grigoleit** erscheinen.

---

Dr. Kurt Abromeit

## Dr. Wilhelm Storost-Vyduņas

- Ein Lebensbild mit deutsch-litauischen Beziehungen -

DIN A5, 12 Seiten mit 5 Abbildungen

Zusendung kostenlos. Postkarte genügt an die Stadtgemeinschaft Tilsit, Gaardener Straße 6, 24143 Kiel

---

Zum 110. Gründungsjahr der Tilsiter **Herzog-Albrecht-Schule** (Stadt. Mittelschule f. Jungen) wurde die Festschrift

## Schlußzeugnis

herausgegeben. Format DIN A5, 56 Seiten.

Angefertigt von ehemaligen Schülern, mit Berichten, Geschichte und Geschichten und zusammengestellt von Siegfried Harbrucker. Die Dokumentation ist nicht nur für ehem. Schüler dieser Schule interessant!

Zu bestellen bei der Stadtgemeinschaft Tilsit e. V.

Gaardener Straße 6, 24143 Kiel.

Postkarte genügt. Zusendung kostenlos.

---

Zweimal im Jahr gibt die Kreisgemeinschaft Tilsit-Ragnit den Heimatbrief

## Land an der Memel

heraus. Er enthält Bilder und Erlebnisberichte aus dem Heimatkreis, Literarisches, Geschichtliches und Aktuelles. Der Heimatbrief ist ein Brückenschlag zwischen den Menschen des Kreises Tilsit-Ragnit und ihrer Heimat. Zu beziehen (auf freiwilliger Spendenbasis) bei **Liselotte Juckel**.

**Kieler Straße 118, 24536 Neumünster**

---

<b>Aus dem Inhalt</b>	Seite
Grußwort des 1. Vorsitzenden .....	4
Aus unserer Patenstadt .....	10
EgonJanz .....	12
Geboren 1943 in Tilsit.....	14
Der Traum vom Fliegen und was daraus wurde .....	17
Erinnerungen .....	19
Eine Erzählung aus Erinnerungen.....	23
Die Burgen an der Memel.....	35
Die Bedeutung des Memelstromes als Handelsstraße .....	43
Die reformierte Kirche.....	49
Zwei Tilsiter Knaben halten Ausschau .....	56
Tante Elma.....	57
Auf verwehten Spuren in Jakobsruh .....	60
Wochenmarkt.....	64
Winter.....	68
Grenzenlos .....	73
Erinnern heißt: Gutes bewahren .....	74
In memoriam Realgymnasium .....	76
Nachkriegsjahre in Tilsit.....	78
Kunstgegenstände der Deutschordenskirche .....	81
Grüße aus Amerika.....	83
Schmiedewerkstätten 1930 und 1939 .....	86
Wiedersehen mit Tilsit nach 50 Jahren .....	87
Menschliche Begegnungen in der Heimat.....	91
Tilsiter Sportklub, Männerturnverein Tilsit .....	94
Das letzte Kapitel der Herzog-Albrecht-Schule .....	97
Schulgemeinschaft Herzog-Albrecht-Schule .....	107
Schulausflug der HAT .....	107
Großschulgemeinschaft Schwedenfeld .....	110
Schulausflug der Königin-Luisen-Schule .....	112
Schulgemeinschaft Realgymnasium.....	114
Der Schenkendorfplatz hat sein Gesicht verloren .....	117
Namen und Nachrichten .....	119
Tilsit .....	124
Berichtigungen zum 24. T. R .....	125
Heimatkreisgruppe Tilsit in Berlin .....	126
Ostpreußisches von K bis Z.....	126
Heiteres .....	128

---

## 25. TILSITER RUNDBRIEF

Herausgegeben von der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Gaardener Straße 6, 24143 Kiel,

Telefon und Telefax 0431/520668

Schriftleitung: Ingolf Koehler

Herstellung: Offsetdruck Boyens & Co., Heide - Auflage: 7500 Exemplare

Die mit den Namen der Autoren gekennzeichneten Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Stadtgemeinschaft wieder.

Der 26. TILSITER RUNDBRIEF erscheint im November 1996

## Dennoch...

Guten Tag, Grüß Gott, Grüezi, Servus, Hallo, Shalom, Aloha und wie es auf der ganzen Welt noch heißen mag, wo unsere Tilsiter Landsleute jetzt wohnen aber - dennoch - treue Tilsiter geblieben sind -, und nun für die, denen das doch wieder fehlen würde: Goode Morje ju Marjellkes un ju Lorbasse ut Töls, Töls-Roagnit un ute Niederung, eenem scheene, eenem goode Morje!

Da sagt man mir immer wieder, teils bedauernd, teils spöttisch: Ihr Alten sterbt ja aus, und die Nachkommen interessiert Tilsit nicht. Ihr habt ja keinen Nachwuchs. Mag teilweise stimmen, dennoch - es gibt genügend Nachfahren, denen Tilsit sehr wohl am Herzen liegt, ja, am Herzen! Dazu verweise ich auf den sehr bemerkenswerten Brief/Artikel in diesem Rundbrief, den uns Frau Dagmar Eulitz sandte. Sie wurde, wie sie selbst sagt, „im Säuglingsschlaf davongetragen“, dennoch - ihre stilistisch und inhaltlich beeindruckende Liebeserklärung an unser Tilsit kommt von Herzen! - Ich kenne eine junge Frau, die, in Kiel geboren, jetzt auf der anderen Erdhälfte lebt und mit ihrem australischen Ehemann ihre Hochzeitsreise nach Tilsit, der Heimatstadt ihrer Eltern, machte. - Unser Erwin Spieß wurde 85, und sein Sohn kam aus Australien, wo er seit vielen Jahren die dort verstreut lebenden Tilsiter und Ostpreußen zusammenhält. Ich könnte noch viele Beispiele bringen. - Wenn da jemand sagt, daß er mit Heimat nichts am Hut hätte, dann respektiere ich das, und ich freue mich, daß er meine Heimatliebe respektiert. So einfach kann das sein.

In der Begrüßung steht u. a. „Shalom“, worüber sich vielleicht ein Außenstehender wundern könnte. Ich habe diesen Gruß mit besonderer Freude geschrieben. Natürlich geht unser Rundbrief auch nach Israel, und wir freuen uns, wenn wir von dort eine Nachricht erhalten. Nun, diesmal war es eine ganz besondere, eine außergewöhnliche Nachricht. Ihr Verfasser ist Kurt Berlowitz, ein Tilsiter Jude, der bei allem schweren Erleben - dennoch - nicht die liebevolle Erinnerung an seine, an unsere gemeinsame Heimatstadt aufgegeben hat. Keine Vorwürfe, keine Anklagen in seinem Brief; ich habe ihn mehrmals gelesen und dann sehr lange darüber nachgedacht, und ich will nicht verhehlen, daß ich es in Kehle und Augen spürte. Dieser Tilsiter Jude, dieser jetzige Israeli verdient unsere uneingeschränkte Hochachtung. Ich wünsche mir sehr, daß er vielleicht zu unserem Haupttreffen am 12. und 13. Oktober 1996 nach Kiel kommen könnte. Er wäre unser Ehrengast. Noch etwas ist in diesem Rundbrief besonders bemerkenswert:

Unser Landsmann Bruno Westphal aus Fürstenwalde berichtet über seine Erinnerungen an „Tante Elma“. Sie war eine Tilsiterin, die vielleicht nur wenige gekannt haben, sie war, wie man so beiläufig sagen würde, sie war eine Frau aus dem Volke. Als Blinde setzte sie mit ihrem Lebensmut und ihrer Disziplin, mit ihrer Liebe zu ihren Mitmenschen und mit Gottvertrauen allen Widrigkeiten des Lebens ihr starkes „dennoch“ entgegen. Es war seit Jahren mein Wunsch, daß in jedem Rundbrief ein ganz einfacher, unbe-

kannter aber markanter Tilsiter vorgestellt werden möge. Der Tante Elma ist jetzt ein kleines Denkmal gesetzt. Sicher gab es noch mehr „Tante Elma's“ in Tilsit.

Ein bunter Strauß von Erinnerungen an damals und Berichten von heute wird wieder in diesem Rundbrief geflochten. Wir erfahren etwas über die Wassertiefe der Memel und von der Anzahl der Flöße auf ihr. - Man kann mehr aus der Geschichte unserer Heimat erfahren als seinerzeit in der Schule.

Wir erhalten mehr Zuschriften als wir abdrucken können. Es gibt Konzepte, die Jahre „geschmort“ haben, ehe sie die Druckerschwärze kennenlernen konnten. Wir bitten dafür um Verständnis. - Nun hat unser Rundbrief ja ein eigenes Gesicht und zu gewissem Grade auch einen eigenen Stil. Da ist es nicht immer möglich, jede, noch so gut gemeinte, Zuschrift zu verwenden. Darüber hinaus bemühen wir uns, jede Form der Zensur zu vermeiden, abgesehen von notwendigen Kürzungen oder redaktionellen Korrekturen. Nicht alle Artikel gehen mit der Meinung des Vorstandes, der Redaktion, der anderer Verfasser noch mit der aller Leser konform. - Dennoch - drucken wir sie ab. So vielfältig wie das kulturelle, das wirtschaftliche, das politische Leben in unserer Heimatstadt einst war, so soll auch unser Rundbrief sein. Wenn Ihnen etwas nicht gefällt, schreiben Sie es uns, wir werden es dem Verfasser zuleiten bzw. selbst dazu Stellung nehmen, nur werden wir keinen Meinungsstreit im Rundbrief entfachen, dazu sind die Seiten zu teuer.

Andrerseits sind wir für Dank und Anerkennung unbegrenzt belastbar. Nicht leicht tun wir es uns zuweilen mit vor-, früh- oder zeitgeschichtlichen Darstellungen. Geschichte sehen muß man mit den Augen der Zeit des Geschehens und nicht modifiziert durch eigene Meinungen und Zeittendenzen. Das ist allzeit allen Geschichtsschreibern schwer gefallen, auch den größten. Da können auch wir mit unserem Rundbrief die Welt nicht rechteckig ausrichten. Auch alle Wahrheiten sind letztendlich relativ. Deshalb danke ich hier allen Kritikern für ihren Zuschriften. Jeder veröffentlichte Artikel ist die Meinung seines Verfassers. Er hat die seine, ich die meine und Sie die Ihre. So soll es bleiben.

Und noch dies: Wir veröffentlichen keine Geburtstagslisten und auch keine Spender-Listen. Diese kleinstgedruckten Seiten kosten ein immenses Geld und nehmen Raum für andere Texte weg. (Dieser lange bestehende Vorstandsbeschuß gilt auch für Schulgemeinschaften u. ä. Gruppierungen.) Wir denken, wer uns etwas spendet, der tut es von Herzen, und in einer Liste lesen würde er sich doch wohl nur selbst.

Sollten sich hochherzige Spender, evtl. Nicht-Tilsiter, zu uns verirren, dem werden wir dann schon Rechnung tragen. So flatterte uns just heute der Brief eines westdeutschen Amtsgerichtes auf den Tisch, der uns mitteilt, daß ein Tilsiter Bürger in seinem Testament verfügt hat, daß Erträgnisse aus seiner Versicherung der Stadtgemeinschaft zufließen sollen mit dem Ziel, das Erscheinen des Rundbriefes möglichst zu machen, so lange es geht. Er

schrieb in seinem Testament, daß dieser Rundbrief ihm ein einziger Lichtblick und die Verbindung zu unserer Heimat war. - Nach Abschluß dieser Sache werden wir berichten.

Kann es aber ein größeres und besseres „Dankeschön“ an Ingolf Koehler geben, der seit vielen Jahren diesen Rundbrief herstellt (und sich immer mit mir herumärgern muß)?! Ich denke, ich soll hier das „Dankeschön“ (fast) aller Leser hinzufügen, und dazu gehöre ich ja auch.

Landsmann Dr. Abromeit führt uns durch Jakobsruh, durch eine verwilderte Landschaft, die einst ein wunderbarer Park war. Ob wir es lesen, ob wir durch die verwilderte Landschaft selbst gehen, dennoch - sind unsere Erinnerungen unauslöschlich. - Da wird nach dem Denkmal der Königin Luise gefragt. Es ist unwiederbringlich verloren, vernichtet. - Dennoch - könnte die Möglichkeit bestehen, es (verkleinert) wieder erstehen zu lassen. Dahinter steht ein großes Fragezeichen. Wenn sich da etwas tun sollte, werden wir Sie alle sofort ansprechen.

Diese Zeilen sollen ja Fragen beantworten und Hinweise geben. Da wird nach dem Brückenportal gefragt. Besucher haben gesehen, daß das Portal eingerüstet war. Kurz: Man will dem Portal das geschichtliche Gesicht wiedergeben. Dabei hat man festgestellt, daß das Portal Risse hat. Ein genauere Bericht wäre zu lang.

Landsmann Rudolf Kukla bietet in diesem Rundbrief wieder einige „mundartliche Leckerbissen“ mit der „Übersetzung“ an. Das ist nicht identisch mit dem plattdeutschen Wörterbuch (aus der Umgebung unserer Heimatstadt) („Onnse Weerd“), das als Lebensarbeit unser Landsmann Willy Pakulat erarbeitet hat. (Lexikon-)Satz und Druck waren zu teuer. Wir haben nun eine andere Möglichkeit gefunden und hoffen in etwa einem Jahr dies Buch vorlegen zu können. Sein Manuskript ist beim „Preußischen Wörterbuch“ bei der Christian-Albrechts-Universität in Kiel in das dortige Arbeitsmaterial einbezogen worden.

Wir hatten einen Sonderdruck vom letzten Treffen erwogen. Es gibt auch eine Menge guter Fotos davon. Nach reiflichen Überlegungen haben wir dann darauf verzichtet. Solch ein Druckstück kostet eine Menge Geld - und, ob wir es Ihnen zumuten können zweimal im Jahr einen Spendenzettel auszufüllen?

Statt dessen wollen wir uns ganz auf **das nächste Treffen am 12. und 13. Oktober 1996 wieder in Kiel** in den bekannten Räumlichkeiten konzentrieren.

Es soll diesmal ein etwas „familiärer“ Treffen sein. Der Sonnabend (12. 10. 96) soll, abgesehen von der Kranzniederlegung auf dem Nordfriedhof, ganz den einzelnen (Schul-)Gemeinschaften gehören. Für diejenigen, die keiner Schulgemeinschaft angehören, wird ein gesondertes Treffen diesmal rechtzeitig vorbereitet. Näheres erfahren Sie aus dem Ostpreußenblatt bzw. aus einem Sonderdruck etwa zur Jahresmitte 1996.

Eine Empfehlung: Zeigen Sie sich nach außen immer wieder als Tilsiter. Aus meiner eigenen Erfahrung weiß ich, wie viele Menschen nichts von dieser Stadt wissen, wieviele aber (wie kürzlich jemand in Berlin) sagen: „Ich weiß nichts von diesem Tilsit, kannst du mir nicht mal Informationen geben, ich bin interessiert daran.“ - Es muß nicht immer (ein) Tilsit(er) sein. - Und damit beantworte ich auch nun zum x-ten Male die Frage: Warum Mertineit-Tilsit? - Darum, daß man mich bei Nicht-Tilsitern darum fragt und ich dann die Möglichkeit habe, **Werbung** für Tilsit zu machen. Im Privatleben bin ich nur Mertineit - „hinten ohne“.

Bei meinem letzten Aufenthalt in Tilsit hatte ich die Möglichkeit, am Empfang unserer ehemaligen Herzog-Albrecht-Schüler in der alten Schule teilzunehmen. Ich will hier nur kurz ein Dankeschön der Stadtgemeinschaft an die jetzige Leiterin der Schule, Ludmila Panowa, sagen, für den herzlichen und beeindruckenden Empfang.

Es hat sich herumgesprochen, wer es nicht weiß, liest es jetzt in diesem Rundbrief: ich bin mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet worden. - Ich danke deshalb allen Gratulanten auf diesem Wege. Unser Landsmann Hans Zachariat schrieb in seiner Gratulation u. a.: „Man sagt so oft ‚Der Erfolg hat viele Väter!‘ Das mag wohl auch stimmen, und deshalb fühlen wir uns durch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Sie auch alle ein wenig geehrt und bestätigt!“ - Besser kann man es nicht sagen; so sehe ich es auch, und deshalb sage ich ihnen **allen** einfach „danke“.

Ihr/Euer Horst Mertineit-Tilsit

Die nachstehenden Worte hätten eigentlich an den Anfang gehört. Ich konnte nicht, ich wollte nicht. Welch eine Überschrift hätte ich setzen sollen? - Dies ist ein „Jubiläumsjahr. 50 Jahre Kriegsende. Mich fragte ein Fernsehreporter, ob ich mich „befreit“ gefühlt habe. - Wir erinnerten uns in diesem Jahr an „Flucht und Vertreibung“. Mein Gott, wie sind diese Begriffe durch die Medien in dieser Zeit eifrig benutzt, gebraucht und mißbraucht, gewendet, angewendet und auch verdreht worden. Ich übertreibe? - Nun: Im Pariser „Figaro“ konnte man lesen, „daß Vertreibungen auch ihre Vorzüge hätten und der Austausch von Bevölkerungen nicht unbedingt verwerflich sei.“ Und dabei erwähnt der „Figaro“ die Schlesier und die Sudetendeutschen. Und vom Osten her hörten wir, daß die deutsche Bevölkerung „spazieren gegangen“ sei. Der Zynismus kennt keine Grenzen, Opfer, Leid und Not zählen nicht.

Und im eigenen Land ist es nicht viel anders. In Bayern, in Schleswig-Holstein, ja überall besingt man in der Volksmusik, sogar in Schnulzen die Heimat, die unersetzliche Heimat -, nur wenn wir von unserer Heimat reden, dann sind wir die Unbelehrbaren, die Revanchisten - obwohl wir durch unser Tun, durch unsere Hilfen in die alte Heimat, durch Zusammenarbeit

und praktisch durchgeführte Versöhnungsbereitschaft diese alte DDR-Vokabel längst widerlegt haben. Bei den Parteien zählten wir nicht mehr, sind wir abgeschrieben, wir sind kein „Potential“ mehr. Sind wir das wirklich nicht mehr? Wir sind (auch noch) das Volk!! Vielleicht sollte man einmal daraufhin das „Potential der NichtWähler“ überprüfen. - Eines hat man vergessen: Die Politiker, die heute oben sitzen, denen nichts fein und nichts teuer genug sein kann, sie säßen nicht dort, wenn wir Vertriebenen seinerzeit Herrn Stalins Hoffnung erfüllt und als die „Exproprierten“ die „Expropriateure“ „expropriert“ hätten, ('tschuldigung, hier schlug bei mir Karl Marx mit seinem Kapital durch.) Statt dessen haben wir mit den preußischen Tugenden (trotz des aufgelösten Staates) mit Disziplin und Fleiß, mit Ideen und Tatkraft zu einem beachtlichen Teil diese Bundesrepublik aufgebaut. Und darauf sind wir stolz, und auf unsere vorausgegangenen Opfer hinzuweisen, das lassen wir uns nicht verbieten. Nun hat in der Vergangenheit und auch kürzlich der Herr Bundeskanzler die Vertriebenen in seinen Reden anerkennend angesprochen. Und ich nehme es ihm ab, daß das nicht nur eine Pflichtübung war. Allerdings hat er (wie heute bereits üblich) hinzugefügt, daß man den Grund für die Vertreibung früher, 1933, suchen müsse. Bei allem Respekt, Herr Bundeskanzler, ich fürchte, da sind Sie etwas zu kurz gesprungen. Ich suche den Urgrund in früherer Zeit, ich sehe ihn am Beginn dieses Jahrhunderts, ich sehe ihn in Versailles, ohne Versailles kein 1933, so denke ich. Ich bin eben kein Politiker und stehe nunmehr für Belehrungen zur Verfügung. Und „dennoch“ haben wir bei allen Ärgernissen allen Grund mit unserem Leben in einem (mit Fransen) geordneten Staatswesen zufrieden zu sein. Die Demokratie ist doch die beste Staatsform - wenn sie funktioniert. Darauf aufzupassen, daß sie funktioniert, ist die Aufgabe ihrer Bürger, also auch unsere Aufgabe. Das tun wir nicht in der „Ich-spiel-nicht-mit-Ecke“. Gehen wir zu den demokratischen Parteien, jeder zu der ihm annehmbaren, und sagen wir unsere Meinung, auch wenn wir zum Ärgernis werden. Gehen wir zu den Wahlen und wählen wir meinetwegen das kleinste Übel, und halten wir uns fern von allen Radikalinskis und Schalmeienbläsern. Das ist meine Meinung, Sie haben die Ihre.

Ich wollte nicht in diesem seltsamen „Jubiläumsjahr nun noch ein Bild von der Not und den Opfern auf zugefrorenen Fluchtstraßen am Ende dieses Krieges malen. Das haben Sie alle selbst so oder so erlebt. Ich wollte einmal meine Meinung sagen, als Bürger dieses Staates, den ich bejahe, aber auch als Bürger meiner Ost-Preußischen Heimat, der ich immer bleiben werde. Ich hätte dem noch eine Menge hinzuzufügen, der Platz reicht nicht aus, und außerdem habe ich sicher hiermit schon manch einem Freunde auf den Fuß getreten -, zum Trost: ich hab's gern getan.

Ihr/Euer  
Horst Mertineit-Tilsit



Anlässlich der Kieler Woche 1995 war der Oberbürgermeister von Sowjetsk/Tilsit, Wladimir Lissowin, offizieller Gast der Landeshauptstadt Kiel. Die Vorstandsmitglieder der Stadtgemeinschaft Tilsit e. V. freuten sich, den Gast auch in der Kieler Geschäftsstelle begrüßen zu können. Danach hatte unsere Geschäftsführerin, Hannelore Waßner, die kleine Runde in ihr Haus eingeladen. Hier trägt sich Wladimir Lissowin in das private Gästebuch ein. Stadtvertreter Horst Mertineit und Dolmetscherin Galina Osinnaja schauen zu.

Foto: Ulrich Waßner

**Das nächste BUNDESTREFFEN der Tilsiter findet am 12. und 13. Oktober in Kiel statt. Zentraler Punkt wird wieder das Kieler Schloß sein.**

**Am Samstag haben die Tilsiter Schulgemeinschaften wieder Gelegenheit, ihre Schultreffen durchzuführen.**

**Für den Samstagabend ist wieder ein geselliger Abend für alle Teilnehmer des Treffens geplant.**

**Weitere Einzelheiten werden zu gegebener Zeit im Ostpreußenblatt bekanntgegeben.**

# Aus unserer Patenstadt

## 100 Jahre Nord-Ostsee-Kanal

Das größte internationale Ereignis der Landeshauptstadt Kiel ist - wie schon in früheren Tilsiter Rundbriefen erwähnt wurde - die Kieler Woche. Sie findet alljährlich jeweils in der dritten Juni-Woche statt. Ursprünglich als reine sportliche Veranstaltung der Segler gedacht, entwickelte sich die Kieler Woche besonders nach dem zweiten Weltkrieg neben den internationalen Segelregatten und zahlreichen kulturellen Veranstaltungen zu einem breit-angelegten Volksfest. In das Programm der Kieler Woche 1995 konnte ein Jubiläum besonderer Art eingebunden werden:

Der Nord-Ostsee-Kanal, ursprünglich Kaiser-Wilhelm-Kanal genannt und international als „Kiel-Kanal“ bekannt, wurde genau in jener Juni-Woche des Jahres 1995 100 Jahre alt. Höhepunkt der Feierlichkeiten zu diesem Geburtstag war ein Schiffskorso, der am frühen Morgen des 20. Juni in Brunsbüttel begann und am Nachmittag in Kiel-Holtenau endete. Viel Prominenz nahm an diesem Korso teil, darunter Bundespräsident Roman Herzog mit Gattin, der Herzog und die Herzogin von Kent, Willem Alexander Kronprinz von Oranien, Schleswig-Holsteins Ministerpräsidentin Heide Simonis, der CDU-Vorsitzende und Oppositionsführer Otfried Hennig und Kiels Oberbürgermeister Otto Kelling. Auch dieses maritime Spektakel wurde innerhalb der Kieler Woche zu einem großen Volksfest, nicht nur für die Bevölkerung Kiels, sondern auch für ganz Schleswig-Holstein und für die angereisten Urlauber und Gäste aus weiter entfernten Regionen. Einige hunderttausend Schaulustige säumten zu beiden Seiten die Ufer des Kanals, als 40 Schiffe aller Größenordnungen den nahezu 100 km langen Kanal passierten: Windjammer, Luxusdampfer sowie Forschungs- und Küstenschiffe waren dabei.

Schon frühmorgens hatten sich Tausende von Bürgern mit Klappstühlen, Klapptischen, Sonnenschirmen (zeitweise auch als Regenschirme genutzt) sowie mit Futter- und Getränkekisten an der Kanalböschung niedergelassen, um sich rechtzeitig einen Logenplatz zu sichern. Ganz Schlaue brachten sogar am Vortage ihre Wohnwagen an geeigneter Stelle in Position. So wurde der Schiffskorso mit dem ganzen „Drumherum“ und der guten Stimmung sowohl auf den Schiffen wie auch an Land zu einem 100. Geburtstag wie er besser, größer und fröhlicher nicht gefeiert werden konnte. 100 Jahre Nord-Ostsee-Kanal: Sein Vorgänger war der 1784 erbaute Eiderkanal. Er war 111 Jahre in Betrieb und konnte in dieser Zeit fast 300000 Schiffspassagen verzeichnen. 1887 reifte der Gedanke, den Weg von der Nordsee zur Ostsee - und umgekehrt - auch für größere Handelsschiffe und auch für strategische Zwecke abzukürzen. Die Idee zu diesem Jahrhundertbauwerk hatte der Hamburger Kaufmann Hermann Dahlström. Reichskanzler Otto von Bismarck setzte diese Idee gegen massiven Widerstand, aber mit Unterstützung von Kaiser-Wilhelm I. durch, und der Geheime Oberbau-

rat Baensch erstellte im Innenministerium den baureifen Entwurf. Am 3. Juni 1887 wurde der Grundstein gelegt; Bauherr war das Deutsche Reich. Die Oberleitung wurde der „Kaiserlichen Kanalkommission“ übertragen.

80 Millionen Kubikmeter Erdreich mußten bewegt werden. Hierfür zog man aus dem gesamten Reich 94 Feldbahnlokomotiven, 65 Naß- und Trockenbagger und 20 Kräne zusammen. Dabei wurden 8000 Arbeiter eingesetzt, darunter Gastarbeiter aus Rußland, Polen und Italien. Der Tagelohn betrug durchschnittlich etwa 3,50 Mark, davon waren pro Tag 55 Pfennig für die Unterkunft in Baracken und für Verpflegung zu zahlen. Die mit 156 Mio. Mark veranschlagten Baukosten wurden nicht überschritten. 1895 war das Jahrhundertbauwerk fertiggestellt. Nach und nach entstanden Hochbrücken und Fährverbindungen.

Auch die Eröffnung des Kanals wurde mit einem Schiffskorso gefeiert, voran die „Hohenzollern“, die am Mittag des 20. Juli 1895 die Schleusenanlagen in Kiel-Holtenau erreichte. An Bord befand sich Kaiser Wilhelm II. in Admiralsuniform. 24 Paradeschiffe folgten der Hohenzollern. Die offizielle Einweihungsfeier fand am 21. Juni 1895 in Holtenau statt, bei der Kaiser Wilhelm II. die Einweihung mit drei Hammerschlägen vollzog. Noch heute erinnert ein Denkmal in Holtenau an diese Einweihung.



Der Schiffskorso auf dem Nord-Ostsee-Kanal wird angeführt vom Segelschulschiff der Bundesmarine „Gorch Fock“.

Das Kanalufer, hier bei Königsförde, ist umsäumt von frohgestimmten Menschenmassen, die den vorbeifahrenden Schiffen zuwinken. Die Schiffsbesatzungen, wie hier die Matrosen der „Gorch Fock“, erwidern die Grüße.

Foto: Gisela Koehler

Mit der Inbetriebnahme des Kanals gewann auch Kiel zunehmend an Bedeutung und entwickelte sich zur Marinemetropole, obwohl die strategische Bedeutung des Kanals nur zweitrangig war. Vorrangig war die Handelsschifffahrt. Damit wurde Kiel in stärkerem Maße auch an die internationale Seeschifffahrt angebunden. Mit der Fertigstellung des Nord-Ostsee-Kanals nahm Kiel an Größe und Einwohnerzahl rasant zu. 1895 zählte die Stadt noch rd. 80000 und 1910 bereits über 200 000 Einwohner. Die Höchstzahl erreichte die Stadt im Kriegsjahr 1942 mit über 300000 Einwohnern. Heute sind es etwas mehr als 240000.

Mit dem Suezkanal und dem Panamakanal gehört der Kiel-Kanal zu den drei größten künstlichen Schifffahrtsstraßen der Welt, und mit rd. 50000 Schiffs-passagen jährlich nimmt dieser Kanal eine Spitzenstellung in der Welt ein. Acht bis neun Stunden dauert die Kanalfahrt bei verminderter Geschwindigkeit von Brunsbüttel bis zu den Holtenauer Schleusen. Schiffe bis zu 315 m Länge und 45 m Breite können den Kanal befahren, wobei der Tiefgang nicht mehr als 9,50 m betragen darf. Die Brücken lassen eine Durchfahrts-höhe bis fast 40 m zu.

Der Nord-Ostsee-Kanal wird ständig technisch verbessert und baulich ergänzt. Die alte Holtenauer Hochbrücke war vor einigen Jahren nur noch bedingt sanierungsfähig und wurde deshalb abgebrochen. Eine neue Hochbrücke ist im Bau und kann voraussichtlich Ende 1996 dem Verkehr übergeben werden.

Ingolf Koehler

## Egon Janz

Wenn an dieser Stelle ein weiteres Vorstandsmitglied der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. vorgestellt wird, mußte zunächst darüber nachgedacht werden, welches seiner vielen Aufgabengebiete besonders herausgestellt werden mußte. Dabei lag es natürlich für den Tilsiter Rundbrief nahe, sein Engagement für Tilsit in den Vordergrund zu stellen, denn seit mehr als zehn Jahren ist Egon Janz Mitglied im Vorstand der Stadtgemeinschaft Tilsit e. V.

Doch zunächst etwas in kurzen Umrissen über sein Leben: Egon Janz, der gebürtige Memelländer, verlebte seine Kinderjahre zusammen mit seinen vier Geschwistern auf dem Gut seines Vaters in Jonikaten, ca. 8 km nördlich von Pogegen entfernt. Zunächst besuchte er eine einklassige Volksschule. Das Memelland wurde damals von Litauen verwaltet. Der 10. Geburtstag war für Egon ein besonderer Tag, denn am 22. März 1939



Egon Janz - hier auf seinem Grundstück als Imker.

Foto: Inge Janz

wurde das Memelland von Litauen an Deutschland zurückgegeben. Schon kurz danach wurde Egon Janz in das Staatliche Humanistische Gymnasium in Tilsit eingeschult. In den ersten Jahren dieser Schulzeit wohnte er in Tilsit in einer Pension. Dabei lernte er diese Stadt nicht nur kennen und lieben, sondern er interessierte sich schon damals für ihre bewegte Geschichte. Später kam er täglich als „Fahrschüler“ mit dem Zug in die Stadt. Während der Freizeit und in den Ferien half er oft in der Landwirtschaft auf dem väterlichen Gut.

Mit den Sommerferien 1944 wurde der Schulbetrieb eingestellt und die Front rückte näher. So begann auch für die Familie Janz im Oktober 1944 die Flucht mit Pferd und Wagen, die über mehrere Stationen schließlich in Vorpommern endete. Dort wurde Egon Janz noch kurz vor Kriegsende Soldat. Später fand er seine Eltern im Teufelsmoor, nördlich von Bremen, wieder. Die veränderten finanziellen Verhältnisse ließen eine Fortsetzung des Schulbesuchs nicht mehr zu. So absolvierte Egon Janz eine Gärtnerlehre, bevor er später den Beruf wechselte und dann bis zu seiner Pensionierung bei der Eisenbahn in verschiedenen Bereichen tätig war. Aus der Ehe, die 1951 begann, gingen drei Kinder hervor.

Bald fand er Anschluß zu den ehemaligen Mitschülern des Humanistischen Gymnasiums, die ihn 1981 zu ihrem Sprecher wählten. Zusammen mit Peter Joost sowie mit Unterstützung der Patenstadt Kiel und der Stadtgemeinschaft Tilsit richtete er anlässlich der Gründung des Humanistischen Gymnasiums vor 400 Jahren eine Gedenkfeier aus, die in der Kieler Gelehrten-schule 1986 unter großer Beteiligung ehemaliger Tilsiter einen würdigen Rahmen fand.

Mit der schrittweisen Öffnung der Grenzen im Osten eröffnete sich für E. Janz ein neues Aufgabengebiet. Zusammen mit seiner Frau reiste er ins Memelland und leitete u.a. freundschaftliche Kontakte zu den heutigen Bewohnern seines elterlichen Gutes ein. Ab 1991 wurden auch Fahrten in das nördliche Ostpreußen und damit auch nach Tilsit möglich.

Mit Horst Mertineit und Siegfried Harbrucker gehörte auch Egon Janz zu den ersten offiziell Einreisenden aus dem Bundesgebiet, die einen Hilfsgüter-Transport nach Tilsit durchführten und zugleich Kontakte mit offiziellen Stellen und den heute in Tilsit/Sowjetsk lebenden Bürgern aufnahmen. Dank der Initiative von Egon Janz konnte am Schulgebäude des früheren Humanistischen Gymnasiums eine Gedenktafel enthüllt werden, die auf Russisch und Deutsch an das frühere Gymnasium erinnert. Im 23. Tilsiter Rundbrief wurde darüber berichtet. Noch heute setzt sich E. Janz dafür ein, die heute in der Heimat lebenden Menschen zu unterstützen. Bei mehr als 15 Fahrten mit eigenem Fahrzeug hat er verschiedene Hilfsgüter transportiert. Tilsits Geschichte ist für Egon Janz immer noch ein aktuelles Thema. So gehörte er zu den ersten, die bei den Fahrten nach Tilsit die Reste der Ordensburg entdeckten (s. 23. Tilsiter Rundbrief).

Mit seinem Wohnsitz in Worpsswede ist Egon Janz dem Leben in der freien Natur treu geblieben. Durch die vielen Aktivitäten sind die Tage des Pensionärs reichlich ausgefüllt. Als Imker betreut er 16 Bienenvölker, und als Jäger durchstreift er die von ihm so geliebte Umgebung der Künstlerkolonie Worpsswede. „Der Name verpflichtet“, wie er selbst sagt. So beschäftigt er sich seit seiner Pensionierung intensiv mit der Kunst, lernte malen und besuchte mit seiner Ehefrau bedeutende Kunstsammlungen in Europa und in den USA.

Wir danken Egon Janz für sein uneigennütziges Wirken in der Stadtgemeinschaft Tilsit. Für seine Aktivitäten im Land an der Memel und für sein Wirken in Worpsswede an der Seite seiner Frau wünschen wir ihm weiterhin Gesundheit, Freude und Erfolg.

Ingolf Koehler

## Geboren 1943 in Tilsit - oder Die Heimat mit der Seele suchend

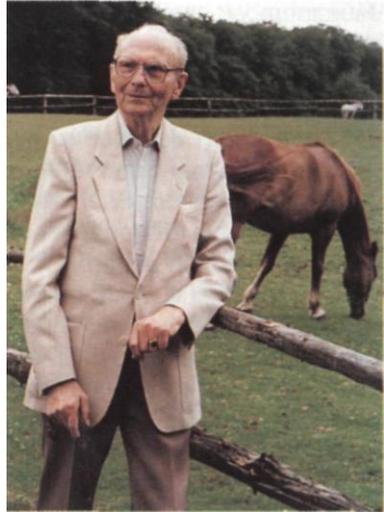
Vielleicht darf sich auch einmal eine vergleichsweise jüngere Marjell zu Worte melden und erzählen, was ihr die Heimat bedeutet? Ich gehöre den wenigen Jahrgängen an, die noch in Ostpreußen geboren wurden, die aber von der Heimat nichts mehr aus eigenem Erleben wissen. Noch meine Schwester, 1939 geboren, erinnert sich an manche Ecke und manche Begebenheit in Tilsit, Ragnit oder Gudden. Ich erinnere mich an rein gar-nuscht.

Was also habe ich mit Tilsit zu schaffen? Ich habe es nie bewußt gesehen, habe nie mit meinen Füßen seinen Boden betreten. Im Säuglingsschlaf wurde ich davongetragen.

Kann es mir nicht völlig gleichgültig sein, wenn ich etwa von der Zerstörung der Deutschordenskirche höre? Wenn ich Fotos betrachte, auf denen der Fletcherplatz ohne sie nun so öde daliegt? Aber ich wurde doch dort getauft, meine Eltern haben dort geheiratet, und sie ist mir niemals gleichgültig gewesen, sondern vertraut von Kindheit an. Ich fand sie immer wunderschön. Ich bin traurig, daß es sie nicht mehr gibt.

Das hat sehr viel mit meinen Eltern zu tun. Man sagt ja, daß erst der Mangel den Menschen schöpferisch macht, weil die Vorstellungskraft dann ersetzen muß, was die Wirklichkeit ihm versagt. Nun, unsere Eltern und Großeltern wurden schöpferisch. Sie waren unermüdlich darin, die Heimat in die Fremde hinüberzuretten. Es gab einige Bilder, doch vor allem gab es Geschichten über Geschichten. Manchmal wurden sie abends vorgelesen, aber schöner noch waren die erzählten, selbsterlebten. Ich konnte gar nicht genug davon bekommen.

Doch zunächst will ich meine Begegnung mit den Fotos schildern. Wie saß ich als Kind versunken über dem Jahrbuch „Der redliche Ostpreuße“. Von den Masurischen Seen mit ihrem Schilf und den dunklen Wäldern ging eine



Paul Schokols, der Vater der Autorin. Er unterrichtete an der Herzog-Albrecht-Schule Tilsit (HAT) bis Mitte der 30er Jahre.

Einsenderin: Dagmar Eulitz

Stille aus, die ich noch heute hören kann. Darüber spannte sich dieser weite, klare Himmel mit den unterschiedlichsten Wolken: einmal dunkle, mächtig aufgetürmte, dann wieder zarte, leichte und helle.

Das Krantor in Danzig, die Samlandküste, vor Kälte klirrende Winterlandschaften, zum Dörren auf Stangen gespießte Flundern und schnurgerade schattige Alleen, das alles hielt mich gefangen, erfüllte mein Herz und prägte mein Bild von Ostpreußen unauslöschlich. Kein Zweifel, das war meine Heimat! Ich sog sie so intensiv in mich ein, daß mir fast so ist, als sei ich selber dagewesen.

Und immer wieder Tilsit. Die Geschichten meiner Eltern und Großeltern riefen Bilder in meinem Kopf hervor, die vielleicht nicht ganz wirklichkeitsgetreu sind, sich aber zu meiner Vorstellung von Heimat verdichtet haben. Ich sehe, wie meine Oma an den Marktständen auf dem Schenkendorfplatz Gemüse und Fisch kauft unter der sanft erhobenen Hand des Freiheitsdichters, der - so will es der köstlich respektlose Volksmund - die Händler ermahnt: „Ihr sollt mir nicht inne Butter panschen!“

Ich sehe sie mit einer fetten Gans und frischen Eiern, die sie billig in Übermemel erstanden hat, über die Königin-Luisen-Brücke Richtung Tilsit eilen.

Währenddessen flaniert mein Vater mit seiner Schülmütze durch die Hohe Straße. (Jahre später wird auch meine Mutter dort bummeln gehen.) Beide schwärmten von diesen nachmittäglichen zwanglosen Treffen der Schüler. Meine Mutter betonte dabei den Aspekt der Annäherung zwischen den Mädchen und Jungen, während mein Vater mit den Marjellens noch nicht viel im Sinn hatte. Ihm war die Schule (HAT) wichtiger. Er war gut im Fach Mathematik, wovon seine Mitschüler gern profitierten. Hatte der eine Vaters

Hausaufgaben abgeschrieben, dann reichte er das Heft an den nächsten weiter. So wanderte dieses in der Mitte der 20er Jahre von Hand zu Hand, immer nachmittags in der Hohen Straße.

Nach Jahren hatten meine Eltern sich endlich gefunden. Sie spazierten verträumt durch Jakobsruh, gingen wohl sonntags, wenn ich mich recht erinnere, auch mal zum Pferderennen, und als mein Vater meine Mutter zum erstenmal zu seinen Eltern brachte, gab es Kuchen von Juckel. - Später bezogen sie als Ehepaar eine Wohnung in der Lindenstraße, wo meine Schwester und ich geboren wurden.

Nie konnten meine Eltern einfach auf eine Straße oder ein Haus zeigen und erzählen, was sie dort in ihrer Jugend erlebt hatten. Immer mußten sie allein durch die wenigen Fotos, vor allem aber durch Wörter die Heimat heraufbeschwören. Wie gerne lauschte ich ihren Erzählungen und dem innigen, wehmütigen Klang, den ihre Stimmen dabei annahmen. Was ich später über Ostpreußen hörte oder las, war immer noch faszinierend und bewegend, erreichte aber nie mehr den eindringlichen Zauber dieser ersten Geschichten, die ich im magischen Märchenalter in mich aufnahm. Manchmal brachten die Wörter meiner Eltern mich jedoch auch in Verlegenheit. Mein Vater, der seine mathematischen Fähigkeiten inzwischen im Lehrberuf anwendete, betonte natürlich Mathematik - wie in Ostpreußen üblich - auf der dritten Silbe. Sprach ich das aber so auf der Straße der kleinen Voreifelstadt aus, dann lachten die Kinder darüber. Ebenso, wenn unsere Mutter mich schickte, um Klopsfleisch, Schmand oder Mostrich zu kaufen. Ach, wie komisch doch diese Flüchtlinge redeten, fanden die Einheimischen, von denen manch einem „Flüchtling“ als ein Schimpfwort galt.

Nein, hier war ich nicht zu Hause, ganz gewiß nicht; denn es war deutlich, daß wir nicht dazugehörten. Dennoch sehnte ich mich danach. Ich wollte nicht auffallen, wollte sein wie alle Kinder, da war ich ganz opportunistisch. Ich schämte mich und drängte meinen Vater, er solle doch Mathematik auf der letzten Silbe betonen, wie es hier gebräuchlich war. Auch meine Mutter mußte bald lernen, daß es jetzt Gehacktes hieß und Sahne und Senf. Innen voller ostpreußischer Bilder und Klänge, war ich nach außen um Anpassung an die neue Umgebung bemüht. Bloß nichts erzählen, was den Leuten hier seltsam erscheinen könnte. Heimat, das war nicht nur etwas Verlorenes, das war auch etwas, was ich nur insgeheim und heimlich lieben durfte.

Wäre mein Leben anders verlaufen, wenn ich kein „Flüchtling“ gewesen wäre? Wenn ich mich, um wenigstens oberflächlich dazuzugehören, nicht immer hätte anpassen müssen? Wenn auch der Nachbar breit geschabbert und Betenbartsch gegessen hätte? Wenn auch er gesagt hätte Dittchen, Lachudder und Ruscheldups? Wenn er genauso einen kantigen ostpreußischen Schädel und so gutmütige Augen gehabt hätte wie mein Opa? Wenn nicht alles um mich herum immer so anders und so fremd gewesen wäre?

Die älteren Ostpreußen, deren Sehnsucht ich gut nachempfinden kann, haben die Heimat doch wenigstens einmal gehabt, und die noch jüngeren wurden dann ja schon im Westen geboren und konnten ganz vorsichtig anfangen, sich dort zu Hause zu fühlen. Aber wir Kinder vom Kriegsende haben die Heimat verloren, ehe wir sie kannten und haben auch keine andere gehabt, sondern als erstes im Leben das Fremdsein erfahren. Nur auf der Flucht geboren zu werden, war noch heimatloser. Nun kann der Mensch ja glücklicherweise neue Wurzeln treiben, und ich fand nach vielen Jahren in Hamburg meine Wahlheimat, wo ich mich recht wohl und vertraut fühle. Aber meine ursprünglichen, wirklichen, in die Tiefe reichenden Wurzeln sind in Ostpreußen geblieben, und es tut immer wieder einmal weh, daß sie so scharf abgerissen wurden.

Die Heimat ist für mich nicht nur ein verlorenes, nie gesehenes Land. Sie gehört auch in eine vergangene Zeit. So ist die Gefahr, sie zu idealisieren, doppelt groß. Schon die Geschichten unserer Eltern enthalten ja ein gutes Stück Verklärung.

Auch ohne den Krieg wäre das Tilsit der früheren Jahre heute versunken. Tilsit wäre modern mit allen Vor- und Nachteilen. Es gäbe Umweltprobleme, Hektik und Lärm. Nicht daß Tilsit dadurch weniger liebenswert wäre, aber alles wäre doch alltäglicher und nüchterner.

Und überhaupt: Wenn wir hätten dortbleiben dürfen, wäre Heimat mir ja etwas Selbstverständliches gewesen, kein unerreichbarer Traum voller Wunder und Geheimnisse. Hätte ich sie dann zu schätzen gewußt? Vielleicht hätte ich in jugendlichem Erlebnishunger gelästert, wir lebten ja wohl in der hinterletzten Provinz. Vielleicht wäre mir Tilsit zu eng geworden, und ich wäre hinaus in die Welt gezogen? Going West! Ist dort das Leben? Spielt dort die Musik?

Aber ich bin sicher, inzwischen wäre ich längst zurückgekehrt, so wie ich im Erwachsenenalter nach Jahren der größeren inneren Entfernung Ostpreußen vermehrt wieder suche: in Filmberichten, Büchern, Gesprächen und Gedanken.

Ostpreußen und Tilsit, dieses Land und diese Stadt, bleiben für immer eng mit meinem Leben verwoben als ein Stoff aus Bildern, Geschichten, Phantasie und schmerzlicher Liebe. Aber auch als eine handfeste Realität: Meine Heimat, die mir ein gutes Stück Identität und Halt gibt. Dagmar Eulitz

## Der Traum vom Fliegen - und was daraus wurde

### (Fortsetzung)

Einige Jahre befand sich dieser Artikel von Richard Mans in der Manuskriptmappe der Schriftleitung, bis er endlich im 24. Tilsiter Rundbrief auf den Seiten 56 bis 60 veröffentlicht werden konnte. Zwei Fotos illustrierten diesen Artikel. Das erste Foto zeigt einen Schulleiter, den „Zögling“, während auf



Kurt Berlowitz als Angehöriger der Royal Air Force in seiner „fahrenden Werkstatt“ während des zweiten Weltkrieges.

Einsender: Kurt Berlowitz

dem zweiten Foto Richard Mans auf einem Lkw der Royal Air Force zu sehen ist, den er als Kriegsgefangener selbst steuerte. Im letzten Absatz jenes Artikels heißt es:

„Über Malta kam ich nach Ägypten. Dort war ich bei der Royal Air Force von Kriegsende bis 1948 als Lkw-Fahrer eingesetzt. Damit endete zugleich der Traum vom Fliegen.“

Mit diesem Absatz sollte eigentlich das Kapitel von Richard Mans für den Tilsiter Rundbrief abgeschlossen sein. An eine Fortsetzung war nicht gedacht, doch damals wurde die Rechnung ohne den „Zufall“ gemacht. Der Traum vom Fliegen - und was daraus wurde: Es wurde also noch viel mehr daraus, und zwar 50 Jahre später. Wenige Wochen, nachdem der Tilsiter Rundbrief verschickt war, erreichte uns ein Brief aus Israel von unserem Leser Kurt Berlowitz. In diesem Brief heißt es u. a.:

„Im 24. Tilsiter Rundbrief las ich über den Traum vom Fliegen. Da traute ich meinen Augen nicht. Der Herr Richard Mans war am Ende des Krieges als Kraftfahrer tätig. Ich war als Soldat der RAF im Mittleren Osten im Einsatz als Flugzeugmechaniker von 1939 bis 1947. Am Kriegsende war ich auch am Kanal in El Firdan neben Ismalia stationiert. Auf dem Flugplatz waren ungefähr 300 deutsche Kriegsgefangene beschäftigt. Unter meiner Gruppe hatte ich 27 erstklassige Tischler, die ich mit Arbeit versorgen mußte. Die Männer waren so flink und fleißig, daß es mir schwer fiel, so viel Arbeit zusammenzukratzen. Es waren auch Fischer vom Kurischen Haff darunter, die man mit ihren Booten in der Gegend von Holland fing. Der Dialekt war Musik in meinen Ohren, aber es wurde mir strengstens verboten, mit dem Feind zu fraternisieren. Keiner wußte, daß ich deutsch spreche, außer dem deutschen Verbindungsoffizier, der in den USA Austauschstudent war und mit dem ich trotz Verbot deutsch sprach.“

Soweit die Auszüge aus der Reaktion aus Israel. Inzwischen ist auch zwischen Richard Mans und Kurt Berlowitz ein brieflicher und telefonischer Kontakt zustande gekommen. Damit findet dieser Artikel auch im persönlichen Bereich eine weitere Fortsetzung. Mehr über Leben und Schicksal von Kurt Berlowitz im nachfolgenden Artikel „Erinnerungen“. Ingolf Koehler

# Erinnerungen

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,  
die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.  
Versuch ich wohl, euch diesmal festzuhalten?  
Fühl ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,  
Und manche lieben Schatten steigen auf.  
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage  
des Lebens labyrinthisch irren Lauf.

Seit meinem Besuch in Sowjetsk im Juni 1992 denke ich an die Worte Goethes, die so zutreffend meine Gefühle beschreiben.

Ich stand in der Deutschen Straße 23, ungefähr dort, wo mein Geburtshaus einst stand. Das Haus gehörte dem Töpfermeister Bloß, der zwei Söhne hatte. Einer war in meinem Alter, Jahrgang 1921. Im Hinterhof wohnte ein Junge namens Hennig. Nichts erinnerte an die Straße, die ich noch in Erinnerung habe. Neben unserem Haus war das Haus mit den Urnen auf dem Dach, und soweit ich mich erinnerte, wohnte einst Napoleon dort. In meinem Geburtshaus wohnten im ersten Stock der Inhaber und wir. Unten gab es auf der linken Seite eine Schankwirtschaft und auf der rechten Seite ein Kurzwarengeschäft. Heute sind ja in unserem Alter die Strecken kürzer, als Kind aber war der Weg bis zur Luisenbrücke voller Eindrücke. Vorbei ging ich an einem Haus mit zwei großen Löwen, auf denen wir reiten durften, am Hotel „Kaiserhof“ bis hin zur Wasserstraße. An der Ecke war ein großes Geschäft, das meinem Onkel gehörte. Da durfte ich mit einem Herrn Uckermark Drachen basteln. Nicht weit war es bis zum Rathaus und zum gegenüberliegenden Schenkendorfplatz. Man überquerte die Brücke und schlemmte drüben an Kuchen mit Schlagsahne.

Im Frühling, wenn das Eis auf der Memel taute, sah ich den Schollen nach. Wir warteten auf die Straßenbahn, die über - von uns gelegten - Knallkorke fuhr. Beliebt war der Jahrmarkt mit den Buden und den Leckerbissen. Ich lief Schlittschuh auf dem Schloßmühlenteich, machte meinen Totenkopfschwimmer mit Rettungsschwimmer in der Memel. Im Anger gingen wir spazieren, und wenn die Soldaten vom Manöver in die Kasernen zurückkehrten, die Kapelle und der Pauker hoch zu Roß, dann liefen wir ihnen nach. Ich erinnere mich an den Zeppelin und auch an das Luftschiff „Hindenburg“, wie sie über die Stadt flogen, an Akrobatflüge von Fieseler und Udet und an eine schöne und kurze Kindheit. Im Jahre 1927 starb mein Vater und wurde im Krematorium eingäschert. Auf dem jüdischen Friedhof weigerte man sich, die Urne beizusetzen, weil es gegen den Glauben verstößt, die Leiche zu verbrennen.

So fingen meine Lehr- und Wanderjahre an. Ich fing an nachzudenken, zu vergleichen. Es gab so viele Gegensätze. Bis auf den heutigen Tag finde ich

keine Worte und sehe auch keinen Sinn über alles, was in den vielen Jahren vor dem Krieg bis auf den heutigen Tag geschah.

Warum besuchte ich vor zwei Jahren Sowjetsk? Sicherlich nicht aus Neugier; ich wollte das Grab meines Vaters suchen. Keine Schadenfreude kam auf, nur Trauer. In einer Fachschule neben der Fabrikstraße führte mich die russische Direktorin in die Aula, im Vorraum hingen Bilder gefallener Soldaten, die in Afghanistan gefallen sind und einst Schüler dieser Schule waren. In der Aula war links die Büste von Karl Marx und rechts die Büste von Engels, und vor dem Hotel „Russija“ sah ich das Denkmal des Gründers dieser Misere: Lenin. Diese schöne Stadt Tilsit, sogar im armen Gewand mit neuem Namen, verdient Besseres.

Als Kind lernte ich schon in der Volksschule einiges über unseren Erzfeind, die Franzosen, mit den roten Hosen. In der Schankwirtschaft, die sich unter meinem Schlafzimmer befand, lernte ich bis in die späte Nacht über einen Gefreiten aus Braunau über morsche Knochen und das Zittern der Welt und über die Anfänge einer neuen Ordnung. Ich las Karl May „Das Pferd Rih in der arabischen Wüste“, aber auch „Mein Kampf“ und sogar Teile vom „Das Kapital“, das ich kaum verstand, bis zum Einbruch des 1000jährigen Reiches. Mein Onkel - zusammen mit elf Juden - begingen Selbstmord. Meine Mutter, meine Zwillingsschwester und ich verließen Tilsit im Jahre 1934. Wir waren die ersten Vertriebenen und landeten in Marienwerder, der Geburts-



Von rechts nach links: Die Häuser Deutsche Straße Nr. 23, 24 und 25. In der Mitte (Nr. 24) das „Napoleon“-Haus. Rechts das Geburtshaus des Autors.  
Foto: Walther



Die Deutsche Straße hat ihr Gesicht nach dem Krieg völlig verloren. Wohnblocks auf der einen und Lagerflächen auf der anderen Seite der Straße prägen heute das Bild dieser Straße, die heute Gagarinstraße heißt. Foto: Jakow Rosenblum

Stadt meiner Mutter. Dort ging ich in die Hindenburgschule. Hier lernten wir Wehrkunde, warfen Handgranaten und kletterten über Hindernisse, bauten Modellflugzeuge und erfuhren etwas über Rassenkunde.

Mein Schulkamerad, auch Jude, wurde vor die Klasse gerufen, und der Lehrer erklärte an diesen „minderwertigen Exemplaren“ die typischen Gesichtszüge: die mandelförmigen braunen Augen, die gekräuselten schwarzen Haare und natürlich dazu die Stürmernase. Die Klasse lachte trotz der Anstrengungen des Lehrers. Beide waren wir 1,85 cm groß, hatten blonde Haare und dazu noch blaue Augen. Wir beide hatten aber Glück: Anstelle eines Preises, der uns zustand, weil unser Winkler-Modellflugzeug am längsten in der Luft blieb, rief uns der Direktor, Herr Grunewald, in sein Zimmer und warf uns aus der Schule - als Juden waren wir unerwünscht. Ich fuhr mit meinem Freund über Berlin nach Palästina. Es war das Jahr 1937. Aus mit der deutschen Sprache! Neu geboren sind wir stolzen Juden, die einen Judenstaat aufbauten. Und das haben wir geschafft, allen Gewalten zum Trotz: sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen. Als Einwohner unter dem Mandat der Engländer, hatten wir beide die Pflicht und die Gelegenheit, im Krieg gegen Nazi-Deutschland zu kämpfen. Von 1940-1947 waren wir Soldaten in der RAF der englischen Luftwaffe. Beide waren wir Bordmechaniker und auch Flugzeugmechaniker. Unsere Wege trennten sich, nur einmal traf ich ihn in Griechenland; er ist verschollen. Ich

war vier Jahre im Einsatz in einer Staffel von Aufklärungsflugzeugen in Libyen, Griechenland, Kreta und gegen Vichy in Syrien, im Irak gegen den Aufstand von Rashid Ali wieder in der Western Desert, Tobruk, Bir Hacheim, El Alamein bis Tunis und Sizilien. Danach warteten wir auf Einsatz im Fernen Osten und arbeiteten in Ägypten an Reparatur und Instandhaltung der Flugzeuge. Im Jahre 1945 erfuhr ich vom Tode meiner lieben Mutter. Sie wurde im Jahre 1942 aus Berlin vertrieben und vergast. Meine Schwester verbrachte drei Jahre im KZ Auschwitz und Birkenau unter unbeschreiblichen Leiden, die bis auf den heutigen Tag ihre Spuren hinterließen. Meine gesamte Familie wurde vernichtet.

In der Aula in Sowjetsk dachte ich an das Lied und an die Worte, die ich in meiner Jugend auswendig lernte. Unter meinem Schlafzimmer, in der Deutschen Straße, in der Kneipe sang man außer den morschen Knochen: „Wir werden weiter marschieren bis alles zu Scherben fällt.“ Die ganze Welt gehört der Menschheit, egal ob schwarz, gelb oder weiß. Der Traum von Lenin und derengleichen hat in dieser einst so schönen Stadt seine grimmigen Zeichen hinterlassen. Unsere Generation ist auch nicht mehr die jüngste. Mein einziger Wunsch ist, daß unsere Jugend ein besseres Leben hat, mit Freude am Schaffen für eine gesunde, gescheite Welt, damit alles, was wir mitmachen mußten, wenigstens Früchte trägt für eine bessere Zukunft.

Bitte erlauben Sie mir, mit dem Gedicht, das mir meine Mutter 1937 am Anhalter Bahnhof in Berlin zum Abschied auf den Weg gab, zu enden: „Über allen Gipfeln ist Ruh', in allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch, die Vöglein schweigen im Walde, warte nur, bald schweigest du auch.“ Sie ahnte! Let her soul rest in peace.

Kurt Berlowitz, Israel

## **50 Jahre Flucht und Vertreibung**

Der 50. Jahrestag der ostpreußischen Tragödie ist Anlaß genug, den nachfolgenden Artikel einer Frau aus dem Tilsiter Umland an dieser Stelle zu veröffentlichen. Die Autorin hat ihr Leben in der heimatlichen Geborgenheit, die Flucht gen Westen, dann die Rückkehr unter dramatischen Umständen, das Leben unter fremder Herrschaft und schließlich die endgültige Ausweisung aus Tilsit sehr ausführlich geschildert. Ihr Bericht umfaßt 62 Druckseiten. Der Bund der Vertriebenen, Kreisverband Mühlhausen, hat diese Schilderung in Form einer Broschüre herausgegeben.

Mit freundlicher Genehmigung der Autorin wird diese Broschüre an dieser Stelle auszugsweise wiedergegeben.

Die Schriftleitung

# Eine Erzählung aus Erinnerungen

## Die unvergessene Heimat.

Nur die Erinnerungen sind geblieben! Ich verlebte eine schöne Kindheit. Das Grundstück meiner Eltern gehörte zu einem Dorf, das nicht groß war. Um unser Gehöft war das Land, das dazu gehörte. So wohnten und lebten auch die Nachbarn. Durch Feldwege waren die Gehöfte miteinander verbunden. Nicht weit entfernt war die Asphaltstraße, die Verbindung von Tilsit nach Königsberg. 6 Kilometer von uns entfernt, Richtung Königsberg, lag Heinrichswalde. Hier befanden sich das Landratsamt, das Finanzamt, die Kirche, zu der wir gehörten, ein Krankenhaus und die Post.

Vom Nachbarort Adlig-Linkuhnen konnten wir die Straße, die aus kleinen Pflastersteinen bestand, nach Tilsit über Stolbeck erreichen.

Von Tilsit bis Königsberg waren es 120 Kilometer.

Unser Grundstück mit 20 Hektar Land hatte mehrere Erdsorten. Mit sechs Jahren ging ich im Nachbarort Adlig-Linkuhnen 1930 in die Schule. Sie war drei Kilometer von uns entfernt. Von der Schule machten wir im Sommer einen Ausflug - fast jedes Jahr zur Kurischen Nehrung. Während der Erntezeit waren wir voll beschäftigt. Jedes Kind hatte eine Aufgabe. Schularbeiten machten wir abends oder morgens. Aus der Schule gekommen, mußten wir bei schönem Wetter mit auf das Feld.

Im September war in Tilsit eine Woche Jahrmarkt. Mein Vater fuhr mit all den

Kindern, die bei uns Kartoffeln aufgelesen hatten, mit dem Kutschwagen zum Jahrmarkt. Dort fuhren wir Karussell. Die Achterbahn, das Riesenrad, die Schaukel und die Kettenschaukel und was es noch so gab, waren interessant. Wir sahen uns auf dem Rummel um. Wir hatten an allem große Freude. Die vielen Verkaufsstände in Tilsit kann man sich gar nicht vorstellen, wenn man so eine moderne Stadt noch nicht gesehen hat. Die Deutsche Straße war eine Geschäftsstraße mit breiten Fußwegen. So habe ich sie in keiner Stadt wiedergefunden. Zur Jahrmarktszeit standen hier Verkaufsbuden. Das Memelland war nach dem Ersten Weltkrieg Litauen zugeordnet worden. Die Menschen aus Tilsit gingen in Scharen über die Luisenbrücke. Es gab dort 30 Eier für eine Mark, ein Glas Sahne für zehn Pfennige. Es lohnte sich schon, zum Frühstück dort hinzugehen. Wir haben das gekauft, was wir zu Hause gerade nicht hatten. Bei der Brücke mußten wir durch den Zoll. In Tilsit machte es mir Spaß, die Stadtbevölkerung zu beobachten. Von der Luisenbrücke konnte man den Memelstromstrand mit all den Badegästen, dazu die Ausflugsdampfer, die nach Obereißeln fuhren, und die Frachtschiffe beobachten.

Mein Bruder durfte auf dem Arbeitsamt einen Ausländer als Arbeitskraft aussuchen. Einen Weißrussen, Alex Bovtruczuk, 17 Jahre alt, aus dem Bezirk Bialystok (Plutitsche) brachte er mit. Im Sommer 1944 war die Front nicht mehr weit. Am Abend verließen fast alle Einwohner der Stadt Tilsit ihre Wohnungen. Viele hielten sich in der Nacht im Stadtwald auf. Die meisten

hatten Verwandte und Bekannte in den Dörfern. Jeden Abend, wenn man nach schwerer Arbeit in der Erntezeit ins Bett gehen wollte oder schon im Bett war, heulten die Sirenen. Wir haben uns das Schauspiel angesehen. Flugzeuge schossen Leuchtraketen in Form von Tannenbäumen ab. Es war fast so hell wie am Tag. Die ersten Wochen flogen die russischen Flugzeuge über uns in Richtung Königsberg. Dort wurden die Bomben abgeladen. Im Juli und August war Tilsit dran. Mit Phosphorbomben wurden die Häuser der Deutschen Straße an beiden Seiten vollkommen zerstört. Jede Nacht kam ein anderer Stadtteil an die Reihe, bis nicht mehr viel übrig blieb. Bevor mein Bruder zum Arbeitsdienst einberufen wurde, mußten alle Männer, ob jung, ob alt, die Zickzack-Gräben ausheben.

Der Ortsgruppenleiter war auf uns nicht gut zu sprechen. Zu uns kamen am Sonntag die Ausländer der Nachbarn zu Alex. Alex hatte sein Zimmer mit Jesusbildern dekoriert, die er auf dem Markt gekauft hatte. Er hatte auch ein Grammophon und Platten. Von zu Hause bekam er Pakete, vorwiegend mit Selbstgebranntem Schnaps und auch mit Textilien.

Mein Bruder konnte etwas Russisch und Polnisch. Er unterhielt sich sehr oft mit den Ausländern, denn es waren alles junge Menschen. Der Ortsgruppenleiter sagte meiner Mutter, sie müßte die Ausländer wegschicken, wenn sie zu unserem Alex kämen. Meine Mutter sagte: „Unser Alex geht nicht fort und das andere geht uns nichts an!“



Ostpreußen im Winter 1945. Deutsche Familien auf der Flucht.

Foto: Archiv

Flüchtlinge aus Litauen und aus dem Memelland kamen mit ihren Wagen bei uns vorbei. Da haben wir noch nicht begriffen, daß wir auch bald dran sind.

## **Die Flucht beginnt**

Als die Ernte eingebracht war, wurden wir im Oktober zur Flucht aufgerufen. Das kam uns allen unglaublich vor! Wir hatten keine Vorstellung, wie es funktionieren sollte.

Die Soldaten freuten sich, daß sie wieder in Deutschland waren. Zur Flucht waren uns die Soldaten behilflich. Sie stellten uns einen Lastwagen zur Verfügung. Nach einigen Wochen kam der Befehl zur Flucht für alle Bewohner. Unser Alex durfte mit.

Der Leiterwagen mußte für die Flucht hergerichtet werden. Ein Verdeck wurde angefertigt. Der zweite Wagen hatte kein Verdeck. Wir versuchten, so viel wie möglich mitzunehmen.

Die Soldaten halfen uns beim Schweineschlachten. Wir haben Hühner geschlachtet, gebraten und in 20-Liter-Milchkannen gepackt. Diese haben wir außerhalb des Wagens an die Leiter gehängt. Den Hund ließen wir an der Kette im Hof. Wir nahmen an, daß ihn die Soldaten befreien würden. Geschirr haben wir in eine Kiste gepackt und im Garten unter einem Blumenbeet vergraben. Wir fuhren Richtung Mehlauken. Mein Großvater, siebenundachtzig Jahre alt, lag auf dem Gepäck, worauf die Betten lagen. Er war eingepackt, daß er nicht fror. In der ersten Nacht hatten wir die Möglichkeit, in einem Stall zu übernachten. Dort war es nicht so kalt wie in der Scheune. Alex übernachtete meistens auf dem Wagen. Von Mehlauken ging es Richtung Friedland über Labiau nach Tapiau.

In der Nähe von Zinten wurde uns bei einem Bauern ein kleines Zimmer zugewiesen. Unser Alex und der Pole des Bauern haben sich gut verstanden. Alex war bei dem Polen im Zimmer untergebracht. Der Pole gab Alex Futter für unsere Tiere, so daß der Bauer nichts merkte. Aber das war doch kein Dauerzustand! Meinen Großvater hat die Flucht sehr mitgenommen. Er schlief im Bett, meine Mutter hatte uns ein Lager auf dem Fußboden gemacht. Da wir kein Futter für die Tiere hatten - wir konnten auch eine Liege gebrauchen - machten wir uns, Alex, Artur und ich, auf und fuhren mit dem kleinen Wagen und zwei Pferden nach Hause. Am vierten Tag hatten wir den Heimathafen erreicht.

Am Abend knallte es, Gehöfte brannten nieder. Die Feldgendarmarie hatte uns zu Hause entdeckt und den Befehl gegeben, in zwei Stunden zu verschwinden. Wir haben unseren Wagen mit einigen Dingen, die wir brauchten, beladen. Nun fuhren wir zurück. Zwei Nächte haben wir in leeren Gehöften übernachtet. Die dritte Nacht sind wir durchgefahren. Wir hatten keine Ruhe, wollten an Ort und Stelle sein. Als wir um 11 Uhr ankamen, war meine Mutter froh, daß uns nichts passiert war.

Zugleich war sie traurig, daß sich der Gesundheitszustand ihres Vaters verschlechtert hatte. Ich betreute meinen Großvater, setzte ihn auf den

Betrand, weil er es wollte. Dann legte er den Kopf auf das Kopfkissen zurück und schlief für immer ein.

Wir konnten meinen Großvater noch vorschriftsmäßig beerdigen, nur nicht in der Heimat sondern in Zinten auf dem Friedhof. Das waren traurige Weihnachten 1944, dazu auf der Flucht!

Alex war auch traurig, daß mein Bruder fort mußte. Sie waren Freunde. Mein Bruder Artur war siebzehn Jahre alt, als er einberufen wurde.

Die Lage bei Zinten wurde immer kritischer. Anfang Februar wurden wir zur Weiterfahrt aufgerufen. Der Bauer, bei dem wir untergebracht waren, packte schnell und fuhr noch vor uns fort. Bis wir soweit waren, beobachteten wir zwei Tage lang die Lage. Wir mußten uns nun von unserer Kuh, dem Schaf, dem zweijährigen Pferd und dem Fohlen trennen. Sie blieben dort in der Scheune. Die Zivilausländer, die hier bei dem Bauern beschäftigt waren, lebten auf dem Gehöft weiter und warteten auf ihre Befreiung. Wir wurden Richtung Heiligenbeil gesteuert. Man hat uns auf einen großen Platz gewiesen. Dort sollten wir Handgepäck fertig machen. Wir sollten mit dem Schiff von Pillau weitergebracht werden.

Die Schiffe, die zur Verfügung standen, waren überladen. So kam eine neue Anordnung: „Nur das Nötigste auf dem Wagen lassen!“ Wir mußten noch Flüchtlinge, die zu Fuß gingen, mitnehmen. Es mußte noch viel abgeladen werden. Mit Worten ist nicht zu schildern, wie es auf diesem Platz aussah. Große Berge Wäsche, Kleider, die schönen roten Inletts der Federbetten leuchteten, alles lag unter freiem Himmel. Bisher hatten die Flüchtlinge noch das Nötigste. Hier mußten alle die Wagen leichter machen, um über das Eis zu kommen.

Wir bekamen einen Marschbefehl, zum Frischen Haff zu fahren. Dort angekommen, empfingen uns zwei SA-Männer. Sie servierten einen Schnaps und schickten uns mit Mann und Roß und Wagen auf das Eis des Frischen Haffs. Hier wurden wir in einen Treck eingegliedert. Es waren fünf Trecks, die auf dem Haff entlang fuhren. Ein Treck ist eine Wagenkolonne ohne Anfang und ohne Ende. Am Tag fuhren wir unter Bordwaffenbeschuß. Die Flugzeuge flogen im Tiefflug und schossen. Viele Verwundete jammernten. Sie waren ohne Hilfe auf dem Eis. Einige waren schwer verletzt und starben am Unfallort. Viele Pferde lagen tot auf dem Eis. Es sah aus wie auf dem Schlachtfeld.

Ich habe die Zügel in die Hand genommen und den Kopf eingezogen, wenn die Kugeln um den Kopf sausten. Alex kam wieder, wenn die Gefahr vorüber war. Wir fuhren an Bombenlöchern vorbei, da ragte vom Wagenverdeck nur noch die Spitze aus dem Eis heraus. Von den Pferden waren nur noch die Ohren zu sehen. Das wiederholte sich mehrere Male. Der Treck mußte um die Bombenlöcher einen Bogen machen, um nicht auch abzurutschen. Auf dem Wagen zusammengekauert haben wir die Nacht verbracht. Wir hatten Betten und Pelzdecken und waren so warm angezogen, daß wir uns kaum bewegen konnten. Drei Tage und drei Nächte hat diese Prozedur auf



Die Hohe Straße vor dem 1. Weltkrieg, zwischen Oberst-Hoffmann-Straße und Langgasse.  
Blickrichtung: Ost Foto: Otto von Mauderode

dem Eis gedauert! Vor Danzig kamen wir dann wieder an Land. Wir fuhren in Dirschau über die Weichselbrücke Richtung Pommerngrenze. In einem Dorf - ungefähr zwanzig Kilometer vor der Pommerngrenze - wurden wir in einem großen Stall untergebracht. Der ganze Stall war mit Flüchtlingen belegt. Der Russe hatte uns eingekesselt, es ging nicht mehr weiter!



Die Hohe Straße nach dem 2. Weltkrieg an der Kreuzung Hohe Straße/Langgasse. Truppen der Roten Armee veranstalten am 10. Mai 1947 eine Militärparade. Noch leben über 1000 deutsche Bürger in der Stadt. Foto aus einem russischen Archiv.

## Die Russen sind da

Am kommenden Tag riefen die Frauen, die aus dem Fenster schauten: „Die Russen sind da!“ Sie nahmen das Hitlerbild von der Wand, rissen die Fahne herunter und steckten sie in den Ofen. Die Russen beschäftigten sich erst mit den Flüchtlingswagen, die auf der Straße standen. Was ihnen zusagte, nahmen sie mit. Die Verdecke haben sie von den Wagen gerissen, Koffer mit Wertsachen, Schmuck und Uhren nahmen sie mit. Dann haben sie sich die Flüchtlinge angeschaut. Ein russischer Soldat schaute sich im Saal nach jungen Frauen und Mädchen um und befahl mitzugehen. Es hieß „Paßkontrolle“.

Meine Mutter versorgte die Pferde. In der Zeit hatte mich ein Soldat vom Strohlager zum Offizier geschleift. Ich erinnere mich, daß mir ein Stuhl angeboten wurde. Ich konnte kaum stehen, so schwach war ich durch eine zwischenzeitliche Krankheit geworden. Als mich der Offizier ansprach, habe ich nur „krank“ wiederholt. Davor hatten die Russen Angst. So schnell ich konnte, kroch ich wieder auf mein Strohlager zurück.

Alex kam nach ein paar Tagen zurück. Meine Mutter hatte ihn mit Lebensmittelkarten und Geld einkaufen geschickt. Da haben ihn die Russen unterwegs kassiert.

Er verabschiedete sich von uns, sagte, er könnte nach Hause. Anschließend würde er zum Militär einberufen.

Es waren hier zehn bis vierzehn Tage vergangen, dann mußte der Saal geräumt werden. Die Russen sagten: „Nach Hause!“ Jetzt mußten wir ohne Verdeck des Wagens die Heimfahrt antreten. Meine Mutter freute sich, daß wir nach Hause durften. Sie hatte es vom Ersten Weltkrieg in Erinnerung, daß die geflüchteten Menschen wieder in ihre Heimat durften. Als wir uns vor

der Abfahrt am Wagen befanden, rief uns ein älterer russischer Soldat etwas zu. Er ließ einen Steintopf mit etwas Fett und Brot aus dem Fenster des ersten Stockwerks herunter. Das empfanden wir, nach dem was vorausgegangen war, wie ein Gottesgeschenk. Kanonendonner von Danzig und Königsberg hörten wir immer noch. Hier wurde noch gekämpft. Wir sind denselben Weg Richtung Heimat gefahren. Auf der Hinfahrt war es deutsches Gebiet, jetzt war es polnisch. Die Polen trugen rot-weiße Abzeichen als Erkennungszeichen. Vor einem Überfall waren wir nirgends sicher. Zum Übernachten führen wir auf ein Grundstück. Die Frau, die dort wohnte, war noch ausnahmsweise eine Deutsche. Sie hatte Trauer. Ihren Mann hatten die Russen am Tag zuvor erschossen. Sie wies uns in ein Zimmer. Hier stand ein Bett. Ich war nach meiner Krankheit sehr erschöpft und legte mich gleich hin. Bis zum späten Abend war das Zimmer voll von Flüchtlingen. Sie schliefen alle auf dem Fußboden. Meine Mutter legte sich zu mir ins Bett. Die Polen hatten die Wege schnell auf Polnisch ausgeschildert. Eine Pole erzählte uns vorwurfsvoll von deutschen Konzentrationslagern. Wir wußten damit nichts anzufangen. Davon hatten wir nie etwas gehört.

Unterwegs trafen wir Familien, die von den Russen auseinandergerissen waren, darunter Mütter von ihren Kindern. Nach diesen Vorfällen hat sich meine Mutter mit mir abgesprochen: „Sollten sie uns trennen und verschleppen - Treffpunkt zu Hause.“

Eines Tages wurden wir von den Russen aufgehalten. Ich sollte mit! Meine Mutter ließ mich nicht allein. Sie ging auch mit. Die Leute und unseren Wagen ließen sie zurück. Als wir an einer Sammelstelle angekommen waren, erhielt meine Mutter den Befehl zu gehen. Das war für uns damals das brutalste Vorgehen. Jetzt war ich auf mich allein angewiesen, mußte mich durchschlagen. Sonst haben wir bei jeder Anfechtung zusammen gestanden. Wir waren untrennbar. Mit der Zeit bekam ich mit, was die Russen vorhatten. Sie wollten einen Transport für Rußland zusammenstellen. Wir wurden nach Graudenz in eine Kaserne gebracht. Umgekippte Kleiderschränke waren unsere Nachtlager. Mußte man in der Nacht austreten, ging der Wachposten hinterher. Es war ein weiter Weg über den Kasernenhof. Nach der Verrichtung ging ich mit Riesenschritten über den Kasernenhof Richtung Nachtlager. Da stieß mich der Wachposten auf einen Berg Matratzen, der auf dem Kasernenhof lag. Ich schrie, so laut ich konnte. Da riß er mich wütend hoch und gab mir mehrere Fußtritte, bis ich an mein Nachtlager kam. Ich lag an der Bettkante, eine korpulente Frau neben mir. In der Nacht zwängte sich ein fetter Offizier an die Frau aus Heiligenbeil. Ich rollte mich langsam ab. Da lag ich auf dem Fußboden. Auf dem Fußboden lagen Männer, Zivilausländer - Franzosen, Belgier und Polen. Sie haben auch erlebt, was sich da abspielte. Diese Frau bekam am nächsten Tag eine doppelte Portion Suppe. Am Nachmittag mußten wir auf den Kasernenhof. Es war Karfreitag! Sie berieten über unser Schicksal. Die Offiziere unterhielten sich über „wegfahren“ auf Russisch. Wir saßen auf unseren Bündeln wie arme Sünder. Die Offiziere gingen im Kreis um uns Flüchtlinge herum und überlegten, was mit uns geschehen sollte. Wir wußten nicht, wie das Urteil ausfallen wird. Das erinnerte mich an „Jesus am Karfreitag“. Gegen Abend hieß es: „Nach Hause!“ Hinterher erfuhren wir, daß es für einen Transport nach Rußland zu wenig Deutsche waren. Es waren zu viele Zivilausländer westlicher Länder dabei. Wir sind so schnell wie möglich von dort verschwunden.

Als wir den Heimweg antraten, waren wir zehn Personen. Bis Marienwerder sind wir gekommen. Dort wurden wir von den Polen zur Arbeit aufgehalten. Auf dem Gut, das jetzt von den Polen verwaltet wurde, bekam jeder von uns eine Aufgabe zugeteilt. Der Brigadier des Gutes, Janek, war Pole. Er hatte mir die kompliziertesten Kühe, die wie Pferde ausschlugen, zum Melken zugeteilt. Er sah, daß ich auch mit diesen fertig wurde. Ich wundere mich heute, daß mir damals nichts passierte.

Es war schon spät, da kam ein Russenwagen in den Hof gefahren. Nun zitterten schon alle Frauen. Die Soldaten kamen und suchten junge Frauen. Auch ich sollte mit. Meine Mutter sagte, ich sei krank. Der Soldat kam mit

einem Fieberthermometer. Nach einer Weile holte er es ab. Er ist nicht wiedergekommen. Demnach muß ich bei so viel Angst Temperatur gehabt haben. Im Nebenzimmer der Grundstückseigentümerin haben sich die Russen ausgetobt. Die Frauen schrien, es wurde geschossen. Eine Frau schrie: „Schieß mich ganz tot, auch meine zwei Kinder!“ Es war eine furchtbare Nacht. Wir haben die ganze Nacht gezittert. Ich lag an der Wand zu diesem Zimmer und habe alles verfolgt. Jeden Moment dachten wir, sie kommen zu uns und das Morden geht weiter. Unser Zimmer blieb verschont. Im Nachbarraum hat eine Frau einen Streifschuß am Kopf erlitten. Die Zeit, in der die Deutschen als Freiwild benutzt werden durften, war offiziell vorbei. Darum haben sich die Strolche in Sicherheit gebracht. Was einmal eingeführt wurde, war bei den Russen nicht wieder herauszubekommen.

Eines Tages kam ein Zivilpole. Er wollte uns ein Pferd wegnehmen. Meine Mutter weinte. Wie sollten wir mit nur einem Pferd den großen Wagen weiterfahren? Ein russischer Soldat, der diesen Fall miterlebte, sagte, er solle uns das Pferd lassen. Am nächsten Tag hat uns vor der Wechselbrücke ein Pole auf einen Hof gewiesen. Dann hat er uns vom Wagen weggeschickt. So waren wir, alles los geworden! Die Polen freuten sich: „Jetzt haben wir Aussteuer für unsere Töchter!“

Nun sind wir mit unserem Handgepäck weitergegangen. Ich war nicht in der Lage, etwas zu tragen. Ich war noch immer durch die Krankheit so entkräftet. Aus Verzweiflung hat meine Mutter einen kleinen Einspannerwagen, der im Straßengraben lag, auseinander montiert. Sie nahm das Vorderteil mit der Deichsel und legte ein paar Bretter darauf. Nun konnten wir unser Gepäck auflegen. Da konnte ich auch schon etwas schieben. Es war trotzdem schwer. Unterwegs begegnete uns ein älteres Ehepaar. Sie baten, daß sie ihr Kind auf den Wagen setzen konnten. Für uns war das eine Hilfe. Der Mann hat mitgezogen, und wir kamen schneller vorwärts. In Allenstein angekommen, haben wir uns so lange auf dem Bahnhof aufgehalten, bis ein Zug nach Königsberg fuhr. Hierzu verhalf mir Janek. Er fuhr mit seiner Freundin und den Angehörigen Richtung Friedland. Dort waren sie zu Hause.

Der Zug war fast leer, bis auf einige russische Soldaten. In Königsberg sah man ganze Straßenzüge nur in Trümmern liegen.

### **Wieder in der Heimat**

Nun wanderte ich in Richtung Tilsit. Es waren noch 120 Kilometer zu bewältigen. Aber ich hatte schon ein Heimatgefühl und überlegte, ob ich meine Mutter auch zu Hause finden würde.

Ein älterer russischer Soldat überholte mich mit einem Einspanner-Pferdewagen. Er nahm mich ein schönes Stück mit. Angst umgab mich, denn ich wußte ja nicht, wie sich der Russe mir gegenüber benehmen würde. Er akzeptierte meine Einstellung. Das habe ich ihm hoch angerechnet. Ältere Soldaten hatten noch Respekt vor uns.

Traf ich in den Dörfern Deutsche, nutzte ich die Gelegenheit zum Übernachten. Das letzte Stück bin ich noch mit einem Lastwagen fast bis Heinrichswalde gefahren. Es ging nicht schnell genug nach Hause!

Dort sah alles öd und leer aus. Ich ging um das Wohnhaus in den Garten. Da kam meine Mutter rein zufällig um die Hausecke. Die Wiedersehensfreude kann man in Worten gar nicht schildern. Daß wir uns wiedergefunden haben, war ein Gottesgeschenk, nach dem was wir erlebt hatten. Es sah trostlos aus, aber Gott gab uns den Mut und die Kraft, beschützte uns vor allem Übel, so haben wir uns auch wiedergefunden.

Als ich meine Mutter sah, fiel mir auf, daß sie dicke Beine hatte. Das war auf Unterernährung zurückzuführen. Meine Mutter sagte, daß sie zu Hause nicht wohnen konnte, weil laufend Russen vorbeifuhren, einkehrten und sie belästigten. Sie ging nur jeden Tag auf unser Gehöft, um das, was noch übrig war, zu retten. Unser Hof war vom Wohnhaus, Vieh- und Pferdestall, Scheune, Schweinestall und Holzschuppen umrahmt. Die Gebäude standen alle weit auseinander. Da gab es keine Möglichkeit, wenn Russen in das Haus eindrangten, unbemerkt zu fliehen.

Vierzehn Tage hielt ich es so aus. Dann bin ich zur Kolchose Adlig-Linkuhnen (früher Gut Sakals) gegangen. Ich habe mich dort zur Arbeit angeboten. Ich konnte dort anfangen.

Viele Zivilrussen kamen mit der Eisenbahn hierher. Sie gingen in die Scheunen und klopfen mit einem Knüppel auf die Ähren. Die Körner schütteten sie in einen Sack.

Die Kolchose wurde im Frühjahr 1946 aufgelöst. Wir nahmen unsere Arbeit auf dem ehemaligen Gut Sakals auf. In der ehemaligen Gaststätte Eifert wohnten Flüchtlinge. Ein Raum wurde frei. Da sind wir mit meiner Mutter eingezogen. Der kurze Weg zur Arbeitsstelle war günstig. Hier brauchten wir keine Angst zu haben, daß wir überfallen werden. Von der Arbeitsstelle wurden wir geschützt.

Wir haben dann außer Produkten 100 Rubel Arbeitslohn bekommen. Ich hatte von einem Markt in Tilsit gehört. Da bin ich eines Tages zum Markt gegangen. Ich wollte ein Paar Strümpfe kaufen. In eine alte Aktentasche mit mehreren Fächern habe ich mein Täschchen mit dem Geld gelegt. Als ich eine halbe Stunde um den Markt gegangen war, schaute ich nach meiner Tasche. Sie war offen! Mein Täschchen war nicht mehr drin. Das wirkte sich wie ein Kurzschluß aus. Jetzt war mir der Markt uninteressant geworden. Es war auch niemand da, mit dem ich sprechen konnte. Ich mußte mein Leid allein tragen. Ich trat den Heimweg an, kam traurig nach Hause und berichtete, was mir passiert war. Meiner Mutter habe ich erzählt, daß auf dem Markt auch Waffeln verkauft wurden.

Wir haben uns die Arbeit gemacht, Korn mit der Kaffeemühle gemahlen, Mehl gesiebt und Waffeln gebacken. Damit sind wir nach Tilsit zum Markt gegangen und haben sie verkauft, um ein paar Rubel zu erhalten. Das war unser erstes Geld nach 1945.

Ein Befehl kam: „Die Deutschen müssen das Feld räumen!“

In Tilsit wurden einige Häuser in der Ragniter Straße den Deutschen zugewiesen. Eine russische Bürgermeisterin wurde für die Deutschen eingesetzt. In den zerstörten Häusern mußten wir uns eine Wohnung bewohnbar machen. Das war nicht einfach, weil wir keine Mittel hatten. Es war nur möglich, in zerstörten Häusern das zu finden, was man brauchte.

Unsere Dörfer mit den noch übrig gebliebenen Häusern wurden mit Russen besetzt. Die kompletten Kolchosen wurden von Rußland hierher umgesiedelt. Wir haben uns angeschaut, in welcher Verfassung sie ankamen. Nur eine Schuhsole, mit Schnüren befestigt, die Unterschenkel mit Wickelgamaschen umwickelt, so zogen die Sieger in unser Land ein. Die Russenfrauen trugen die Nachtjacken der Deutschen als Blusen mit schöner Spitze, die Nachthemden als Kleider. Wir haben uns gewundert, wie arm diese Menschen waren. Ich habe mich mit verschiedenen älteren Russen unterhalten. Sie meinten, früher, vor der Revolution, hatten sie auch Eigentum, so ähnlich wie bei uns. Das habe man ihnen genommen und damit auch die Lust zur Arbeit!

Nun mußten wir sehen, wie es hier weiterging, um unseren Lebensunterhalt zu bestreiten. Die russische Bürgermeisterin, welche für die Deutschen eingesetzt war, nannten wir „Maruschka“. Sie hatte viele Vorzüge. Meine Mutter hatte wieder ein Stück Land für Kartoffeln und Gemüse hinter dem Haus umgegraben. Auch ein paar Hühner hielten wir da. Wir haben uns in Tilsit umgeschaut und festgestellt, daß Tilsit eine tote Stadt geworden war. Welch großer Unterschied zu damals in der Deutschen Straße: zu beiden Seiten Ruinen und als Passanten - russische Offiziere mit ihren Frauen. Diese trugen ein Tuch um den Kopf gewickelt. Die Spitze des Tuches reichte bis an die Waden. Der Markt fand in Tilsit auf dem früheren Kornmarkt statt, an der Memel, in der Nähe der Luisenbrücke. Sie war von den Deutschen gesprengt worden, zur Überfahrt war eine Notbrücke gebaut worden. Die Deutschordenskirche stand neben der Luisenbrücke. Sie wurde von den Russen als Sägewerk genutzt. Wir beobachteten, wie die Russen die Häuser, Öfen und Herde demolierten. Deshalb glaubten wir nicht, daß die Russen in unserer Heimat bleiben würden! Die Russen fuhrten nicht in den Wald, um Holz zu holen. Die Häuser, welche aus Holz gebaut waren, haben sie schnell abgebaut. Von den unbewohnten Häusern wurden von den Russen, später auch von Deutschen, die Türeinfassungen und Fußböden herausgerissen und verbrannt. Es gab keine Briketts, auch keine Zuteilung von Holz. Jeder war auf sich selbst angewiesen.

Auf diesem Markt hat sich viel zugetragen. Deutsche verkauften wegen Geldmangels ihre Sachen. Das Schlimmste war, daß sie dann oft bestohlen wurden und ohne Geld nach Hause kamen. Viele hatten dreißig Kilometer zu Fuß zurückgelegt, um etwas zu verkaufen, damit sie dann das Lebensnotwendigste kaufen konnten. Unsere Küchenabfälle brachten wir den Russen, die eine Kuh hatten. Diese Kuh stand im Keller. Ab und zu gaben sie uns

auch Milch. Aus einem mehrstöckigen Haus in der Ragniter Straße schaute eine Kuh aus einem Fenster des zweiten Stockes heraus. Das sah amüsant aus. Wir hatten schon viel gesehen, aber das war doch zuviel.

Als der Winter fast vergangen war, ging ich im März eine Arbeit suchen. Ich ging in die Ragniter Straße bis zum Stadtrand, dort war auf einem ehemaligen Bauerngehöft eine Kolchose. Hier fragte ich und wurde gleich angenommen, um ein Frühbeet anzulegen. Ich sollte noch mehr Deutsche mitbringen. In der Nachbarschaft habe ich geworben. Es kamen noch fünf Personen mit. Auf der Kolchose bekamen wir für unsere Arbeit Produkte - Brot und Milch - auch etwas Geld. Nach Feierabend ging ich einkaufen. Es war schon ein Magazin eingerichtet. Nach Mehl haben wir stundenlang in der Schlange gestanden. Das Magazin war noch geschlossen. Dann hieß es: „Es gibt Zucker!“ Ich blieb eisern in der Schlange stehen. Wenn man schon Stunden gestanden hat, möchte man auch etwas nach Hause bringen. Inzwischen war es abends elf Uhr. Da kam ein Wagen, der Ware brachte. Es gab auch keinen Zucker, dafür Bonbons. Da habe ich aus lauter Verzweiflung ein Kilogramm Bonbons gekauft. So hatte ich nicht umsonst gestanden. Meine Mutter ging mit den Bonbons nach Litauen und hat sie für Lebensmittel eingetauscht.

Viele Deutsche gingen nicht nach dem Memelland, sondern nach Litauen betteln. Dort waren die Bauern reicher als im Memelland.

So hatte mich eine Frau überredet, mit ihr nach Litauen zu fahren. Von Pogege fuhr ein Zug nach Memel. Von dort aus sind wir noch weiter gefahren, bis zur lettischen Grenze. Die Nacht hatten wir im Warteraum zugebracht. Es saßen noch mehr Leute auf dem Fußboden herum. An der lettischen Grenze gingen wir auf ein Bauerngehöft. Die Leute nahmen an, wir wären Russen. Deutsche waren bis zu ihnen noch nicht gekommen, nur Russen. Sie weinten, als sie erfuhren, daß wir Deutsche sind. Die Deutschen taten ihnen leid. Sie haben uns gut versorgt. Uns wurden weißüberzogene Betten für die Übernachtung angeboten. Wir haben hier genug bekommen - da brauchten wir nirgendwo mehr hinzugehen. Diese Leute hatten große Sehnsucht, von ihrem Joch befreit zu werden. Sie warteten auf die Engländer und hofften! Ich denke an diese Menschen, die bis heute unter diesem Joch ausharren mußten.

Es ging ein Transport von Tilsit mit Deutschen nach Deutschland, so sagte man, denn unsere Heimat zählte - so traurig es war - nicht mehr zu Deutschland. Wir rechneten nur mit einer vorübergehenden Lösung. Wir nahmen an, daß wir unsere Heimat nach einer gewissen Zeit wiedersehen würden. Die Litauer aus dem Memelland, bei denen ich vorher war, kamen mit dem Pferdewagen und holten einige Möbel, die wir nicht unbedingt brauchten, damit einiges in Sicherheit war, wenn wir mit dem Transport mit müßten. Sie sollten es sozusagen nur unterstellen, bis wir wieder zurückkommen. Daß wir für alle Zeit abtransportiert würden, ging uns damals nicht in den Kopf. Unsere schöne Heimat sollten wir für immer verlassen!? Meine

Mutter hat die Leute im Memelland besucht und sah, daß die Möbel nicht untergestellt waren. Sie waren in Gebrauch. Meine Mutter meinte, sollten wir sie brauchen, wenn wir wieder nach Hause kommen, dann ist alles kaputt. Mir wurde das Angebot gemacht, drei Häuser von uns entfernt im Labor zu arbeiten. Ich stellte mich vor. Ich sollte noch jemand mitbringen. Auf der anderen Seite der Straße wohnten aus unserem Nachbarort Frau Stuhlemmer, Frau Krause, und Betty Grubert. Betty habe ich geworben. Sie hat mitgemacht. Ich konnte mich schon verständigen, wir gingen morgens hin. Es war unsere Arbeit, die Reagenzgläser zu säubern und die Laborräume zu reinigen.

## **Die Ausweisung**

Ende August war die Zeit gekommen, daß wir uns für die Ausreise vorbereiten mußten. Zur Ausreise haben wir das Nötigste eingepackt. Bis zum Bahnhof haben wir unser Gepäck im Handwagen gefahren. Unsere Gepäckstücke waren schwer. Das Tragen hat uns sehr angestrengt. In Tilsit auf dem Bahnhof stand ein Personenzug. Zweitausend Menschen waren für den Transport bestimmt. Die erste Haltestelle war Königsberg. Als sich der Zug in Bewegung setzte, sangen alle Menschen, die in diesem Zug waren: „*Nun ade, du mein lieb Heimatland!*“ Es war ein schwerer Moment. Trotzdem haben wir damals noch nicht geglaubt, daß wir unsere Heimat nicht wiedersehen! Mir hatte ein Russe gesagt, wenn Deutschland demokratisch wird, kämen wir wieder nach Hause. Wir hatten doch noch immer einen Hoffnungsschimmer. In Königsberg mußten wir mit unserem Gepäck aussteigen. Wir mußten durch eine Kontrolle. Geld durften wir nicht mitnehmen. Dann wurden unsere Namen aufgerufen. Wir konnten durchgehen, wurden in einen Güterwagen verladen. Einige Personenwaggons waren auch dabei. Die Glück hatten kamen in diese Waggons. Wir waren eine Woche unterwegs. Wenn der Zug mal hielt, gingen wir austreten, wenn die Tür geöffnet wurde. Die Türen waren verplompt. In Pasewalk angekommen, gingen Desinfektoren durch den Zug. Mit Puder haben sie uns gegen Ungeziefer desinfiziert. Bis dahin quälten uns Flöhe, die wir nicht los wurden. Haben wir sie gefangen, sprangen aus einer anderen Richtung wieder welche auf uns. Das war eine Katastrophe! Im Waggon sah ich auf dem Rücken eines älteren Herrn Läuse. Wir haben uns distanziert, denn Flöhe reichten uns schon.

Der Zug ist über Erfurt nach Heiligenstadt gefahren. In Heiligenstadt wurden die Personenwagen abgehängt. Wir wurden über Erfurt nach Sonneberg gefahren. Dort brachte man uns im Quarantänelager unter.

Nach zweiwöchigem Aufenthalt wurden wir nach allen Richtungen verteilt. Hatte jemand Verwandte oder Bekannte, wurde das berücksichtigt.

Wir erhielten Quartier in Horsmar bei einer Familie. Hildegard Abelmann

## Die Burgen an der Memel - II. Teil

Die prußischen Schalauer, die einst unsere engere Heimat an der Memel bewohnten, wurden als letzter prußischer Stamm vom Deutschen Orden besiegt. Der Orden, tatkräftig unterstützt vom deutschen Kaiser und Papst in Rom, brauchte 52 Jahre - von 1231 bis 1283 -, um die in elf Volksstämme zersplitterten Prußen zu besiegen. Es war ein gnadenloser, erbitterter Kampf und Krieg. Die prußische Urbevölkerung wird beim Erscheinen des Ordens von Chronisten auf 170 000 Menschen geschätzt. Barbarentum, schreiben die Historiker, kennzeichnet auch diesen Missions- und Eroberungskrieg im Osten - von beiden Seiten.

In diesem Krieg wurden auch die einstigen Schalauer Burgen Caustritten (Kaustwete) auf dem Tilsiter Schloßberg und Splitter bei Tilsit im Kampf vom Deutschen Orden zerstört. Leider erfahren wir von den Ordenschronisten keine Einzelheiten über ihren Kampf und Untergang, wie wir es von anderen Schalauer Burgen in unserer Memelheimat gehört haben. (Doch berichten wir von den beiden Heimatburgen wieder im Litauer Krieg.) Von dem letzten Häuptling der Schalauer ist uns der Name Stenegaude überliefert. Er könnte auf dem Schloßberg gewohnt haben.

Die den Prußenkrieg überlebenden schalauischen Volksreste, soweit sie nicht vor dem Orden zahlreich in das nachbarliche Samaiten geflohen waren, paßten sich notgedrungen den neuen Verhältnissen des Siegers an, doch von einem gläubigen Naturheiden bis zu einem gläubigen Christen ist ein weiter Weg! Überlebende und nachgeborene Söhne, Töchter und Enkel mußten für den Sieger arbeiten und auch Kriegsdienste leisten gegen ihre früheren Nachbarn. Es folgte der rund 100jährige Litauer Krieg des Deutschen Ordens - mit tatkräftiger Unterstützung des hohen und höchsten europäischen Adels - gegen die heidnischen Samaiten und Litauer. Diese waren noch nicht vereint.

Die besiegten Schalauer in unserer Memelheimat machten sich, so hören wir, als orts- und wegekundige Führer, „Leitsleute“ genannt, für die Kriegszüge oder „Kriegsfahrten“ der Ordensheere nützlich und unentbehrlich. Auch als „Struter“, leicht bewaffnet auf schnellen Pferden, sorgten sie für räuberische Unruhe vor dem Zug der Ordensheere. Die Prußen kämpften auch im Felde mit. Der Orden hatte es geschickt verstanden, vor allem die prußischen Edlen und Häuptlinge auf seine Seite zu ziehen, indem sie ihre früheren Privilegien und ihren Landbesitz behalten durften. Auch wurden Prußen zu Rittern geschlagen. Der Orden brauchte die besiegten Prußen in unserer Heimatlandschaft, um die vorderste Frontlinie an der Memel gegen die Samaiten und Litauer zu sichern für die lange Zeit von über einem Jahrhundert in regelmäßigen Kriegsfahrten, vor allem in der Winterzeit, wenn die Memel, ihre Nebenflüsse, die damals zahlreichen Moore und Moräste gefroren waren. Also spätestens die Enkel der prußischen Kriegsgeneration kämpften schon auf Seiten des Deutschen Ordens; die einstigen Prußen wurden unter deutscher Herrschaft bald zu guten Preußen.



Auch der lange Litauer Krieg war ein barbarischer Heidenkrieg mit „Morden, Brennen und Plündern“. Das vernehmen wir von den Chronisten nach jeder Schlacht. So hören wir als ein Beispiel von der Schlacht an der Strebe von den Ordenschronisten Wigand von Marburg und auch Lucas David, zitiert von J. Voigt: „Am 26. Januar 1384 überschritt man unter Führung des Ordensmarschalls die feindliche Grenze und brach südwärts von Kauen (Kowno) in die Austetter Gegend vor, das Land umher sieben Tage lang mit Raub, Brand und Mord furchtbar verheerend, denn auf des Marschalls Befehl ward weder Alter noch Geschlecht geschont und Greis und Kind auf gleiche Weise erwürgt. . .“

Der Orden versuchte, die bekehrten Schalauer in unserer Heimat vor den aufgebrachten, jetzt feindlichen Samaiten und Litauern zu schützen, indem er sie in befestigten „Hakelwerken“ als Hilfsburgen in der Nähe von Ordensburgen ansiedelte. So wurden die von ihnen bei der Eroberung zerstörten Schalauer Burgen wieder zu neuen Burgen unter dem Ordenskreuz aufgebaut. Dazu gehörten die einstigen Schalauer Burgen Caustritten (Kaustwete) auf dem Tilsiter Schloßberg und die Burg Splitter bei Tilsit. Die Burg auf dem Schloßberg wurde zu einer Steinburg, denn darauf weisen - wie schon erwähnt - das im Jahre 1889 bei einer archäologischen Grabung in 1 m Tiefe gefundene alte Mauerwerk und großformatige Ziegel hin (E. Hollack). Daher hat sich über die Jahrhunderte die Sage und Legende von einem Schloß auf dem „Schloßberg“ erhalten. Von der Burg Splitter können wir das gleiche annehmen.

Doch auch diese neuen Schalauer Burgen für den Kriegsdienst des Ordens waren nicht von langer Dauer, denn wir hören von J. Voigt aus alten Chroniken: „Allein im Februar 1365 stürmten zu gleicher Zeit die vier Fürsten Kynstutte, Olgjerd, Paticke und Alexander mit drei Heerhaufen von 4000 Mann in die Landschaft Schaleuen (die Landschaft unserer Heimat) ein, überwältigten die Burgen Caustritten (auf dem Tilsiter Schloßberg) und auch Splitter (bei Tilsit) nebst dem Hakelwerk von Ragnit, legten sie in Asche, sprengten zum Teil bis an das Kurische Haff vor, erschlugen über 4000 der Bewohner oder führten sie gefangen hinweg, brachten ihren Göttern nicht nur glänzende Tieropfer, sondern weihten auch mehrere Ordensbrüder, auch Hensel von Neuenstein mit Roß und Rüstung, zum Opfertode und zogen dann, nachdem sie überall furchtbar gebrannt und verheert, mit einer Schar von 800 Gefangenen samt Weib und Kind und einer reichen Beute in ihre Heimat zurück.“

So mußte unsere engere alte Heimat an der Memel nacheinander zwei gräßliche Kriege erdulden: Nach dem schon blutigen Ordenskrieg noch den über 100jährigen Litauer Krieg, der ebenso gnadenlos über unsere Heimat hinwegging. Davon wurden mehrere Generationen betroffen. Die Memel wurde zum Brennpunkt der auf ihr ziehenden und kämpfenden Heere von beiden Seiten. Sie wurde damals schon zu einem Grenzfluß gegen Samaiten und Litauen.



Die Ordensburg in Ragnit.

Foto: Archiv

Weil der Deutsche Orden auch die tatkräftige Kriegslust des hohen europäischen Adels - von Böhmen über die deutschen Lande bis nach Burgund und England - befriedigen mußte gegen die letzten Heiden Europas, erbaute er neben den schon genannten Ordensburgen an der Memel noch weitere Burgen im litauischen Teil ihres oberen Stromlaufs. Für den europäischen Adel galt es damals als die höchste ritterliche Ehre, im litauischen Feindesland zum Ritter geschlagen zu werden und an den sogenannten „Ehrentafeln“ der Hochmeister teilzunehmen. (Siehe auch im 1. Teil des Burgen-Berichtes.)

So entstand im Jahre 1367 auf litauischem Boden neben den beiden bisherigen Burgen Georgenburg und Christmemel - noch weiter im Feindesland - zunächst die neue Ordensburg Ritterswerder, „eine halbe Meile von Kauen (Kowno) im Memelwerder“, heißt es. Zwei Jahre später, also 1369, noch die Memel-Burgen Gotteswerder und die Baierburg am Einfluß der Dubissa und der Gustos in die Memel. Die Baierburg wurde nach dem kriegstüchtigen und ordensfreundlichen Kurfürsten von Baiern benannt, der die Burg errichtete. (Bayern wird erst seit dem 19. Jahrhundert mit dem griechischen „y“ geschrieben.) Beide Burgen wurden auf der Grundlage von eroberten Litauer Burgen neu ausgebaut und „für ein Jahr mit Lebensmitteln versehen“. Dieser Burgenbau, hören wir noch, wurde schon von ständigen Angriffen der Litauer behindert und verzögert.

Damit hatte der Deutsche Orden strategisch auch an der oberen Memel fünf Ordensburgen errichtet. „Durch diese Burgen auf litauischem Gebiet war

dem Orden der Einfall nach Litauen fast jede Stunde möglich gemacht." (J. Voigt).

Zudem: Für den Litauer Krieg wurde nach P. Karge (Staatsarchiv-Direktor in Königsberg) um 1360, also etwa zeitgleich mit den schon genannten vom Orden errichteten Burgen in Rossitten, Windenburg und Warruß (Alt-Ruß) noch eine weitere Burg in der Tilsiter Niederung in Wenkischken, nördlich von Heinrichswalde bei Tilsit erbaut: und zwar von dem samländischen Bischof Bartholomäus (1358-1378). Dieser Bischof hatte sich auch an dem Wiederaufbau der Burg in Splitter beteiligt. Auch diese Burg Wenkischken (Wenkiszken) in der Tilsiter Niederung muß vor Jahrhunderten eine Wasser-Verbindung zur Memel gehabt haben, weil der Orden seine Burgen stets an Wasserläufen errichtete. Es waren die günstigsten Verkehrs- und Transportwege in der großen Wildnis unserer Heimat zu jener Zeit. So wird noch vor 300 Jahren die heute kleine Schalteke bei Linkuhnen, dem einstigen Handelsplatz der Prußen und Wikinger, von Henneberger fast so mächtig wie die Gilge als direkter Nebenfluß der Memel gezeichnet. Demnach muß die Wasserfülle in der Tilsiter Niederung zu Ordenszeiten außerordentlich gewesen sein.

Damit gab es an der Memel zwölf Ordensburgen, die für den Litauerkrieg erbaut wurden mit einem großen Aufwand an Material und auch Menschen, in Handarbeit und mit Pferdekraft. Wir wiederholen ihre Namen - memelaufwärts: Memelburg, Neuhaus (Rossitten), Windenburg, Warruß (Alt-Ruß), Wenkischken, Tilsit, Ragnit, Georgenburg, Christmemel, Baierburg, Gotteswerder und Ritterswerder.

Auch die Litauer und Samaiten verbesserten im Laufe des 100jährigen Krieges ihre Waffentechnik, und wir vernehmen, daß auch sie schon über wirkungsvolle Wurfmaschinen und über Pulvermörser zur Burgbekämpfung verfügten, die mit glühenden Eisen- und Steinkugeln schossen, zuvor auf Pechfeuer erhitzt. So wurden diese Burgen 1384 von den Litauern erobert, bald wieder vom Deutschen Orden zurückerobert und neu aufgebaut, darunter war auch die Georgenburg. So wechselten die (litauischen) Memelburgen mehrfach ihren Besitzer, berichten die Chronisten, zwischen dem Orden und den Litauern. Doch immer wieder wurden sie sowohl vom Orden als auch von den Litauern während ihrer wechselnden Herrschaft neu errichtet. Bemerkenswert, daß diese Burgen im Jahre 1391 aus Ordensbesitz wieder an den Litauer Fürsten Vytautas (Witold) zurückgegeben wurden, als er sich auf Seiten des Ordens gegen seinen Vetter Jagal, den neuen Polenkönig, stellte. Als der Litauer Fürst ein Jahr später vom Orden abfiel, ging der Kampf um diese Burgen in den jährlichen Litauer Zügen, immer noch unterstützt vom europäischen Adel, mit unerbittlicher Härte weiter. Erst nach der verlorenen Schlacht bei Tannenberg - als einer geschichtlichen Wende für den Orden - fielen diese Burgen endgültig in litauische Hand. Sie gingen dem Deutschen Orden für immer verloren.

Noch zuletzt: Die Prußen - als die Ureinwohner unserer Heimat - gingen als Volk zugrunde, weil ihre elf Stämme noch keinen nationalen Zusammenhang hatten. Jeder Stamm kämpfte für sich allein, ohne dem Nachbarstamm im Kriegsfall zu helfen - mit Ausnahmen. Sie hatten als Heiden aus heutiger Sicht eine pantheistische Naturreligion mit Naturgöttern, die sie in „heiligen Eichenhainen“ verehrten (Beispiel: Rombinus).

Wir fragen: Was machten die Christenmenschen der Ordenszeit den Heiden als „Satanmenschen“ - auch als „Hundsköpfe“ beschimpft - zum Vorwurf? Sie beteten die Natur an, ihre göttliche Substanz, der sie ihr Dasein verdankten. Auch sie glaubten an ein Weiterleben nach dem Tode, wie ihre Bestattungsriten und Grabbeigaben beweisen. Sie hatten nur eine andere Seinsweise. Sie standen als „Naturgläubige“ der Natur näher als die Christen. Das war ihre Sünde. Nicht zuletzt wurde ihr Pantheismus später als religiöser Glaube durch die philosophische Kosmologie des Philosophen Spinoza (1632-1672) gerechtfertigt. Es war auch der Glaube Goethes.

Um noch die Härte des Prußenkrieges zu charakterisieren, werfen wir einen Blick auf den tragischen Tod des preußischen Heerführers Herkus Monte beim letzten großen Prußenaufstand gegen den Deutschen Orden in unserer alten Heimat. Sein christlicher Taufname war Heinrich. Zwölf Jahre konnte er in siegreichen Schlachten - dabei wurde er schwer verwundet - dem bisher siegreichen Orden widerstehen, bis die Aufständischen 1272 vor der Übermacht den Mut verloren und auch Herkus Monte mit einigen Getreuen in die Wälder flüchten mußte. Vom Ordens-Chronisten Peter von Dusburg hören wir über seinen Tod: „Deshalb zog Heinrich Monte, ihr Anführer, sich mit einigen Gefährten in die Wildnis zurück, und als er einmal alleine in seinem Zelt saß, während seine Genossen auf Jagd waren, kamen unerwartet der Bruder Heinrich von Schönburg, der Komtur von Christburg, und Helwig von Goldbach mit ihren Mannen vorbei. Bei Heinrichs Anblick freuten sie sich sehr, fingen ihn, hängten ihn an einen Baum und durchbohrten ihn mit dem Schwert.“

Wir wissen noch über den Lebenslauf von Herkus Monte, einem preußischen Edlen, daß er schon als Knabe nach der Vernichtung seiner väterlichen Burg vom Orden als Geisel entführt und nach Magdeburg gebracht wurde. In einem Kloster christlich erzogen, wird er auch zum Ritter geschlagen. Er gewann deutsche Freunde. Erst als Erwachsener kam er nach Jahren in seine Heimat zurück. Hierzu ist bemerkenswert, daß Herkus Monte trotz seiner streng christlichen und auch ritterlichen Erziehung in einem „gehobenen deutschen Lebenskreis“ bei seiner Rückkehr in die Heimat - in das noch kriegsüberzogene Preußenland - wieder zum erbitterten Gegner des Ordens wurde, denn im letzten großen Preußen-Aufstand gegen den Orden im Jahre 1260 wurde der zurückgekehrte Edle Herkus Monte zu ihrem obersten Heerführer gewählt.

Verwunderlich ist für uns heute, daß er vom Komtur von Christburg, nachdem er gehängt war, als Wehrloser noch mit dem Ritterschwert durchbohrt

wurde. Dabei ist anzunehmen, daß der Komtur den Wehrlosen auch persönlich gekannt hat. Außerdem: der Komtur war der zweithöchste Ordensrang gleich hinter dem Hochmeister - er handelte - nach den Normen seiner Zeit.

## **Quellen und Literatur**

Alle preußischen Chroniken wurden aus der Sicht des Siegers geschrieben. Es gab nur eine - leider verschollene - Chronik über die Prußen, vom ersten Bischof Christian geschrieben. Er gerief fünf Jahre in preußische Gefangenschaft, lernte preußisch, blieb unversehrt, und wurde zum Kenner der Prußen. Nach seiner Freilassung von den Prußen, setzte er sich für deren Gleichberechtigung ein. Auch sie sollten ihren angestammten Grundbesitz behalten, nicht nur getauft werden - wie bisher - sondern auch religiös betreut werden. Dieser erste preußische Bischof Christian wurde bald vom Orden kaltgestellt. Seine Chronik verschwand schon im Mittelalter aus den Archiven und Bibliotheken. Man vermutet sie noch einzig in den Archiven des Vatikans.

- Peter von Dusburg, Chronik des Preußenlandes (Chronik terre Prussie). Übersetzt und erläutert von K. Scholz und D. Wojtecki (lateinisch-deutsch), 1984. Seine Chronik ist die wichtigste Quelle, zum Teil aus eigener Zeugenschaft geschrieben, über den Prußenkrieg. Was uns in seinen Berichten als Grausamkeit erscheint, ist ihm Gottesdienst - etwas Gottgefälliges. (H. Boockmann).
- Johannes Voigt, Die Geschichte Preußens in 9 Bänden, Königsberg 1827-1839. Er war Geschichtspräsident in Königsberg und Direktor des Königsberger Ordensarchiv. In achtzehnjähriger Arbeit hat er als Erster dessen Bestände erschlossen und in seinem umfangreichen Werk niedergelegt. „Alle späteren Verfasser von Ordensgeschichte haben ihn konsultiert.“ (Boockmann).
- Hartmut Boockmann, Der Deutsche Orden, München, 1994. B. ist Marienburger und Professor für mittlere und neuere Geschichte in Göttingen und Berlin.
- Nikolaus von Jeroschin, der Ordenspriester war, schrieb in der Deutschordens-Literatur die Chronik des Peter von Dusburg zu einem Heldengedicht in Reimpaaren um. Sein Werk gilt als dichterische Nachblüte der mittelhochdeutschen Literatur.
- Wigand von Marburg, der hochmeisterliche Wappenherold, schuf 1313 seine gereimte Ordensgeschichte, vor allem über die Litauerzüge. Beider Werke sind aus der Sicht der ritterlichen Welt des Mittelalters geschrieben. Sie gehören zur Deutschordens-Literatur.
- Lukas David (1505-1583) schrieb für den letzten Hochmeister des Deutschen Ordens Albrecht von Brandenburg, dem späteren Herzog Albrecht von Preußen, eine 10bändige Chronik über die alten Prußen. Er wird von späteren Historikern viel zitiert. Auch sein Werk gehört zur Deutschordens-Literatur.

- In der Neuzeit hat Johannes Bobrowski, unser Tilsiter Dichter, der alten Prußen in seiner „Pruzzischen Elegie“ gedacht. Sie gilt als eine neue sprachschöpferische Leistung in der deutschen Lyrik. Vor ihm versuchte unsere Agnes Miegel, vor allem in ihrem ergreifenden Gedicht „Herzog Samo“, der alten Prußen zu gedenken. Schon 1840 wurde eine historische Erzählung aus der Prußenzeit unter dem Titel „Herkus Monte“ von Lubjatzki in Warburg gedruckt.
- Und schließlich erschien von Heinrich Gerlach 1973 im Econ Verlag die geschichtliche Erzählung „Nur der Name blieb - Glanz und Untergang der alten Prußen“. Der Autor versteht sich dabei als Nachfahre der alten Prußen.

Der Deutsche Orden wird erst im 19. Jahrhundert auch Ritterorden genannt. Noch zuletzt: Das Vertrautsein mit der heimatlichen Geschichte bringt sie uns über die Jahrhunderte näher und macht sie uns liebenswerter.

### **Das Bausystem der Ordensburgen**

Alle Ordensburgen in Altpreußen zeigen als Wasserburgen das gleiche Bausystem mit drei Verteidigungs- oder Befestigungsringen um die Hauptburg - nach dem Vorbild byzantinischer Befestigungskunst, denn der Orden erbaute seine erste Burg 1229 in Montfort in Syrien, ehe er nach Altpreußen kam. Sie wurden im Prußenland fast alle auf der Grundlage zerstörter Prußenburgen errichtet. Beispiel: die Burg Ragnit auf der zerstörten Schaulauerburg Ragnita.

Die eigentliche Hauptburg aller Ordensburgen - in gotischer Baukunst - bestand aus Keller, Untergeschoß, Hauptgeschoß (Hochparterre) mit Burgkirche, Remter als Speisesaal, Schlafgemach (Dormitorium), Kapitel als Repräsentations- und Beratungssaal und den Wohnräumen der Ritterbrüder. Im Untergeschoß befanden sich Küche, Waschraum, Handwerksräume, Kleider- und Waffenkammern. Im Keller lagerten reichhaltige Vorräte für den Belagerungsfall - im Kriegsfall für ein Jahr. Ein kurzes Obergeschoß im Hauptschloß diente als Bodenraum. Der rechteckige Grundriß des Hauptgebäudes war typisch für die Ordensbaukunst - die Zusammenfassung aller Räumlichkeiten unter einem Dach.

Die Hauptburg wurde von der Vorburg durch einen tiefen ausgemauerten Wassergraben getrennt, über den eine Zugbrücke führte. Die erste Verteidigungslinie der Hauptburg bildete die innere Grabenmauer (Parchammauer), die das Burginnere, den Parcham oder Zwinger, abschloß. In den Parcham war der Burg- oder Schloßkörper eingebaut. Die letzte Zuflucht im Falle der Not war der Bergfried als Hauptturm, der als Wehrturm in größeren Burgen vorhanden war, zugleich als Wachturm und Gefängnis erbaut. Der Abort oder Danzker ging hoch nach außen über den Wassergraben. Er konnte auch bei Belagerung benutzt werden. (Wahrscheinlich zur Verspottung der unliebsamen Danziger so genannt, weil sich Danzig schnell vom Orden löste.)

Die befestigte Vorburg umschloß die Wirtschaftsgebäude, Lagerhaus mit Zeughaus und Stallungen für Pferde und Nutzvieh. (Jeder Ritter besaß vier Pferde für Reisen und Krieg.) Die Vorburg war auch als Schutz für Bedienstete und Flüchtlinge gedacht. Die Vorburg mußte erst über den äußeren Verteidigungsring und den äußeren Wassergraben erobert werden, ehe der Weg zur Hauptburg frei wurde.

Es bleibt für uns heute im technischen Maschinenzeitalter unbegreiflich, in wie kurzer Zeit, oft nur ein Jahr, die Ordensbaumeister ihre festen Burgen mit der kunstvollen Innenausstattung errichteten.

(Unsere Phantasie darf diesen allgemeinen Burgenbauplan als einen Fingerzeig auch auf die spärlichen Reste der Tilsiter Ordensburg übertragen.

Dr. Kurt Abromeit

## Die Bedeutung des Memelstromes als Handelsstraße

Der Memelstrom, der in Litauen den Namen Nemunas, in Rußland Njemen trägt, entspringt bei dem russischen Dorf Horszow südlich von Minsk in ca. 230 m Höhe über dem Meer und teilt sich nach einer Länge von rd. 823 km in Nordostpreußen unterhalb von Tilsit am Anfang der Elchniederung in den Ruß- und Gilgestrom. Die Länge des Stromes beträgt auf ostpreußischem Gebiet ab der litauischen Grenze bis zur Teilung rd. 123 km. In der Urzeit ist der Memelstrom durch das Instertal, den Pregel und in südwestlicher Richtung in das Frische Haff abgeflossen, da ihm der kürzere Weg nach Westen in das Kurische Haff durch aufgestaute Eisformationen und einem Geröll- und Schuttwall der Endmoränenbildung im Bereich der Willkischker Höhenzüge und der Obereißeler Erhebungen versperrt war. Erst als das Eis abschmolz und der Strom die Gletscher- und Geröllbarriere durchstoßen hatte, konnten die Wasser der Urmemel ihren Weg durch den Ragnit-Willkischker Höhenzug nehmen und sich ihren Lauf in das Kurische Haff bahnen.

Für die Handelsschifffahrt einschließlich des Floß- und Boydakverkehrs waren auf der ostpreußischen Seite ab der litauischen Grenze (Grenzort Schmalleningken) die durch die Jahreszeiten ständig auftretenden Veränderungen der Wasserstände des Stromes infolge des Hoch- und Niedrigwassers von großer Bedeutung. Um diese für die Schifffahrt immer wieder auftretenden Schwierigkeiten zu beseitigen, erhielt der Memelstrom durch umfangreiche Regulierungsarbeiten in den Jahren 1875 bis 1890 eine ausreichende Tiefe, so daß auch Schiffe bis zu 600 t bei mittlerem Wasser, während der Schifffahrtssaison verkehren konnten. Diese begann etwa Mitte April und endete Mitte November. In den übrigen Monaten des Jahres brachte der Winter den Flußverkehr auf dieser wichtigen Handelsstraße im nordostpreußischem Raum zum Stillstand. Für die Dampfer, Boydaks, Schlepper, Kutter und Fischerkähne war der eintretende Winter das Signal,

Winterquartiere in den Hafenanlagen der Stadt Tilsit und kleineren Schutz-  
häfen stromauf und stromab zu beziehen.

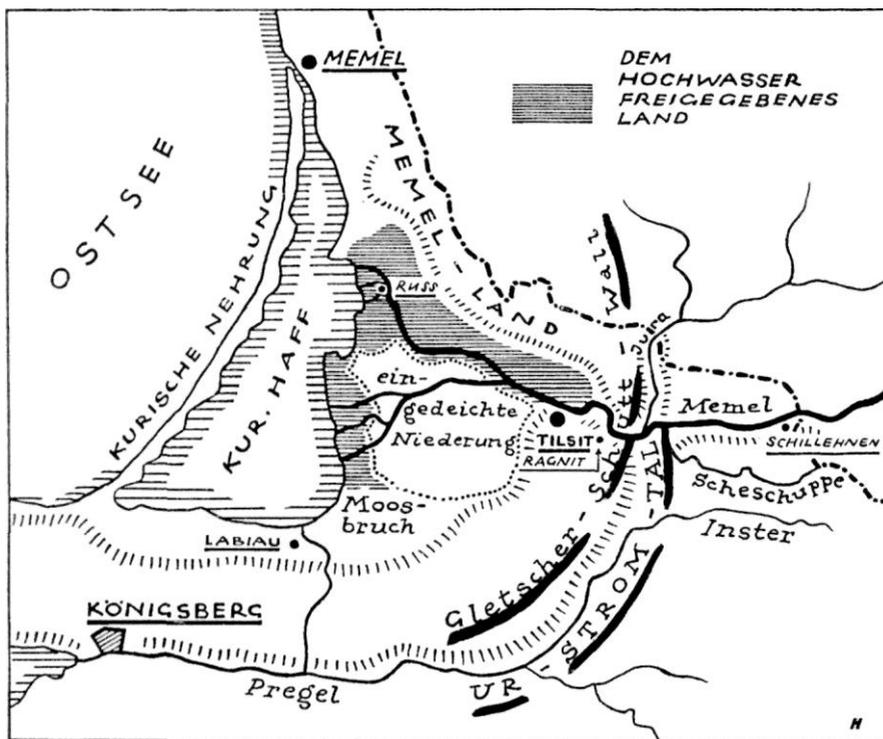
Mit dem Frühlingsaufbruch trat in jährlicher Regelmäßigkeit das bei der  
Bevölkerung des Memelstromgebietes gefürchtete Hochwasser ein. Das  
hatte zur Folge, daß die in der Nähe des Stromes gelegenen Teile der Stadt  
Tilsit oftmals überschwemmt waren. Dagegen wurden die unweit des Stro-  
mes gelegenen größeren und kleineren Gehöfte mit ihren weiten Wiesen-  
und Ackerflächen in diesem Teil des Memellandes, insbesondere das  
Memeldelta, von dieser jährlich aufkommenden Überschwemmung stark  
betroffen. In dieser Zeit ruhte ebenfalls der Flußverkehr, bis sich der Hoch-  
wasserstand des Stromes regulierte und die Schifffahrt freigab. Das größte  
Hochwasser trat im Jahre 1888 auf. Ebenfalls waren die Überschwemmungen  
von 1917, 1929 und 1941 erheblich. Um ein Bild von den sich verän-  
dernden Wasserständen des Stromes aufzuzeigen, könnten die Pegelzah-  
len bei Schmalleningken, Tilsit und Schanzenkrug aus den Jahren vor dem  
ersten Weltkrieg sehr aufschlußreich sein:

	Schmalle- ningken	Tilsit	Schanzen krug
Niedrigstes Niedrigwasser	0,72 m	0,60 m	0,88 m
Mittleres Niedrigwasser	1,20 m	1,00 m	1,37 m
Mittelwasser	2,39 m	2,42 m	1,65 m
Mittleres Hochwasser	6,36 m	6,10 m	5,77 m
Höchstes Hochwasser	8,04 m	7,08 m	7,28 m

Damit ergibt sich für Tilsit ein Unterschied zwischen Mittelwasser und  
mittlerem Hochwasser von 3,68 Meter.

Die höchsten Wasserstände traten in den Monaten März und April auf,  
während die Sommermonate durch geringe Wasserführung des Memelstro-  
mes gekennzeichnet und Hochwasser in diesem Jahresabschnitt eine Sel-  
tenheit war. Von November nahm der mittlere Abfluß wieder zu, um während  
der Wintermonate ungefähr auf gleicher Höhe zu bleiben. Im langjährigen  
Mittel war dann zu Beginn des Frühjahrs, des Monats April, die Zeit, in der  
eine Überschwemmungsgefahr am häufigsten auftrat, wobei die Flutwelle  
gewöhnlich beim Eintritt der Schneeschmelze stark anstieg, bis es zu einem  
Aufbruch des Eises auf der Memel kam. Nach einem kurzen Rückgang der  
Flut begann das Wasser bei anhaltendem Tauwetter erneut zu steigen  
(Baumflut). So brachte das Hoch- und Niedrigwasser für die Schifffahrt auf  
dem Memelstrom viele Probleme mit sich.

Der Memelstrom als deutsche (ostpr.) und russ. (litauische) Handelsstraße  
reicht weit in die Geschichte zurück. Es gab bereits in vorchristlicher Zeit auf  
dem Memelstrom einen Schiffsverkehr, der durch vorgeschichtliche Funde  
bezeugt wird. Es waren, was naheliegend ist, die am Strom wohnhaften  
pruszischen Schalauer (Westbalten) und die Litauer (Ostbalten), die im



Zeichnung aus „Ein Memel-Bilderbuch“ von Walter Engelhardt.

Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1936

Warenaustausch miteinander standen. Aber erst seit Beginn des 15. Jahrhunderts konnte der Memelstrom seine Aufgabe als bedeutende Handelsstraße auch über die Grenzen Preußens hinweg erfüllen.

Für den deutschen Ritterorden war der Strom im Kampf gegen die Litauer nicht nur von strategischer, sondern auch für die sich langsam entwickelnden kleinen Ansiedlungen von wirtschaftspolitischer Bedeutung. Aus diesen Gründen lag es im Interesse des Ordens, diesen Wasserweg zu erweitern und zu sichern, indem die Deime etwa in den Jahren 1370 bis 1380 zu einer wichtigen Schifffahrtsstraße ausgebaut wurde. Durch diese Maßnahme war der deutsche Ritterorden in der Lage, von seinem politischen und wirtschaftlichen Zentrum der Marienburg und Danzig auf diesem Binnenschiffahrtsweg über das Frische Haff, den Pregel, die Deime, das Kurische Haff, die Gilge und den Memelstrom die weit in die damalige Wildnis vorgeschobenen Ordensburgen Tilsit, Ragnit, Memel und auch die ersten Ansiedlungen am Strom zu versorgen.

Diese Darlegungen lassen andererseits erkennen, daß diese Wasserstraßen gegenüber den unausgebauten und gefährvolleren Wegen durch die

damalige kaum erschlossene Wildnis im nordöstlichen Ordensland die sicheren und damit schnelleren Verbindungswege waren, die der Ritterorden in seiner Zeit außerdem durch besondere Privilegien schützte.

Im Jahre 1409, also ein Jahr vor der Schlacht bei Tannenberg, plante der Ritterorden den für die damalige Zeit bedeutenden Kanalbau. Er sollte die Deime unter Umgehung des für flachgehende Schiffe gefährlichen Kurischen Haffs direkt mit dem südlichen Mündungsarm des Memelstromes, der Gilge, verbinden. Aber mit dem Verlust der Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 des deutschen Ritterordens gegen das vereinigte litauisch-polnische Heer wurde die Dynamik der Ordenskultur, die Kolonisationsbestrebungen und insbesondere das vorbildliche Siedlungswerk nicht nur stark belastet, sondern durch einen deutlichen Rückschritt unterbrochen. Es fehlte hier, um diese negative Entwicklung im Ordensland Preußen aufzuhalten, die führende Hand einer einstmals umsichtigen und starken Ordensverwaltung. Es ist aus den angeführten Gründen sicherlich anzunehmen, daß der vorerwähnte projektierte Kanalbau, die Deime mit der Gilge zu verbinden, nicht mehr zur Durchführung kam. Erst fast 300 Jahre später, im Jahre 1697, wurde dieser vom deutschen Ritterorden seinerzeit geplante und für die Zukunft wichtige und bedeutende Kanalbau durch Erstellung des „Großen Friedrichsgrabens“ verwirklicht.

Die Entwicklung des Handels und der Wirtschaft unserer Heimatstadt Tilsit zu einer führenden Stellung im Memelstrom-Gebiet dürfte im Laufe von Jahrhunderten im Zusammenhang mit der wirtschaftsgeographischen Lage am Memelstrom stehen. Mit seiner Lage am Strom war Tilsit im Nordosten der Provinz Ostpreußen Mittelpunkt der Wasserstraßen im unteren Memelstrom-Gebiet. Der Memelstrom war stets für den Verkehr von Mittel- und Osteuropa eine bedeutende Handelsstraße.

Auch die Landverkehrslage unserer Stadt ermöglichte vor dem ersten Weltkrieg einen erfolgreichen Handel mit den östlichen Nachbarn. Aus einer Zolltaxe des 15. Jahrhunderts ergibt sich, mit welchen Waren gehandelt wurde. Hauptzollstelle war damals in Preußen der Marktflecken Labiau am Kurischen Haff. Alle Frachtschiffe, die von Tilsit stromabwärts kamen, mußten die um 1606 erbaute Labiauer Zollschleuse passieren. Auf flachen Frachtkähnen, den Wittinnen, wurden Holz, Getreide, Leinsaat, Pottasche, Felle die Memel hinab nach Königsberg geschafft. Mit Salz, Heringen, Leinen, Küchen-, Ackergeräten und Werkzeugen beladen, kehrten diese in das preußische und litauische Memelstrom-Gebiet zurück.

Auf litauischem Gebiet wurde 1408 die Stadt Kowno (Kaunas) am Memelstrom (Njemen) gegründet, deren ursprünglich deutscher Charakter im Laufe der Zeit verloren ging. Für den Handel Nordostpreußens und die damit verbundenen Wirtschaftszweige war es von weitreichender Bedeutung, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein Handelskontor von der deutschen Hanse unter Beteiligung Danziger Kaufleute in Kowno errichtet wurde. Die Hanse, ein Schutzbund deutscher See- und Handelsstädte, war damals im

Ostseeraum eine nicht zu übersehende wirtschaftspolitische Macht. Bis zum 16. Jahrhundert war das in Kowno tätige Handelskontor der Hanse ein bestimmender Faktor des preußisch-russischen Handels im unteren Memelstrom-Gebiet.

Der Memelstrom als wichtige Schifffahrts- und Handelsstraße wurde auf der an und für sich kurzen Strecke, die er durch Nordostpreußen fließt, bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges von der ostpreußischen Provinzial-Wasserbau-Behörde in gutem, schiffbarem Zustand unterhalten. Dagegen ließ diese Wasserstraße oberhalb der deutschen Grenze ab Schmallingenken in Litauen und Rußland in der Zeit vor und nach dem ersten Weltkrieg viel zu wünschen übrig. Auch die Kanäle und bedeutenden Nebenflüsse, die vor dem ersten Weltkrieg auf der russischen Seite eine bessere wirtschaftliche Ausnutzung des Stromlaufes des Njemen (Memel) nach sich ziehen sollte, hatten durch teilweise Unterlassung der notwendigen Unterhaltungsarbeiten nur in geringem Umfang praktische Bedeutung erlangt.

In den Plan eines bedeutenden Binnenschiffahrtsweges von der Ostsee zum Schwarzen Meer wurde auch der Memelstrom einbezogen. Der polnische Adlige Michael Kazimir Oginski baute 1764 den nach ihm benannten Oginski-Kanal, der die etwa 200 km lange Szara, einen Nebenfluß des Njemen (Memel), mit der Jassolda, einem Nebenfluß des Pripjet, verbindet, dann zum Dnjepr und schließlich zum Schwarzen Meer hinführt. Abgesehen davon, daß der Oginski-Kanal in einer Breite von 5 m und 50 km Länge erstellt wurde und wegen der in diesem russischen Gebiet vorhandenen Geländeschwierigkeiten zehn Schleusen vorzusehen waren, konnte diese Kanalverbindung nur von flachgehenden Schiffen befahren werden. Für mittlere und größere Schiffe war dieser Kanal ungeeignet. Selbst der damals rege Floßverkehr mußte sich nach diesen erschwerenden Voraussetzungen dieser Kanalverbindung richten.

Eine Ausweitung des Memel-Handelsgebietes zum Schwarzen Meer ist allerdings ausgeblieben. Vor dem ersten Weltkrieg bestand zwischen Grodno und Lunno (Rußland) auf dem Njemen (Memel) eine regelmäßige Dampferverbindung. Dagegen gab es zwischen Grodno und Kowno (Kaukas) wegen vorhandener Untiefen (Sandbänke usw.) des Njemen keinen Dampferverkehr. Bis zum Jahre 1880 fand von Tilsit nach Kowno ein Personen- und Handelsverkehr statt. Soweit aus geschichtlicher Sicht die Situation des russischen Njemenstrom-Gebietes.

Wenden wir uns dem Tilsiter Holzhandel zu. Die Stadt Tilsit war in Nordostpreußen vor dem ersten Weltkrieg das unbestrittene Zentrum eines lebhaften deutsch-russischen Holzhandels, der sich der Memel als Beförderungsweg bediente. Die Eisenbahn schied nicht nur wegen der hohen Frachgebühren, sondern auch wegen des Fehlens geeigneter Anschlüsse an das russische Eisenbahnnetz aus. Für das In- und Ausland war unsere Heimatstadt ein bedeutender Holzmarkt, zu dem damals aus dem gesamten Reichsgebiet Käufer für die angebotenen verschiedensten Holzsorten

erschienen. Der Memelstrom war häufig mit Flößen (Triften) so überfüllt - vor 1914 rd. 3000 im Jahr-, daß die Dampfer große Mühe hatten hindurchzukommen.

In wasserreichen Jahren konnten die bis zu 125 m langen Flöße von Weißrußland in wenigen Monaten Tilsit erreichen. Es kam aber auch vor, daß durch widrige Wasserverhältnisse des Memelstromes (Njemen), zum Teil bedingt durch die mangelhaft regulierten russischen Nebenflüsse, auf der Talfahrt nach Ostpreußen ein langes Winterlager notwendig wurde. Durch derartige Aufenthalte erreichten diese Flöße unsere Stadt erst nach 15 bis 16 Monaten. Zur Vermessung der von Rußland kommenden Flöße wurde von den Vorsteherämtern der kaufmännischen Korporationen zu Königsberg (Pr.), Tilsit und Memel am 1. Juni 1895 ein Holzmeßamt in Tilsit eingerichtet. Aus einem Bericht der Kaufmannschaft zu Königsberg (Pr.) aus dem Jahre 1914 wurden bei Schmalleningken (deutsch-russische Grenze) folgende Zahlen für Flöße registriert:

1904 - 3082	- 734 687 t
1905 - 3373	- 702 638 t
1906 - 5127	- 913 507 t
1907 - 4449	- 984 136 t
1908 - 2579	- 554 757 t
1909 - 3080	- 708 206 t
1910 - 3037	- 674 720 t
1911 - 3008	- 706 134 t
1912 - 2954	- 737 970 t
1913 - 2668	- 694 104 t

Nach dem ersten Weltkrieg kamen nur noch wenige, vorwiegend aus Litauen oder aus den deutschen Waldgebieten Trappönen und Neu-Lubönen stammende Flöße den Strom hinab. Die aus Weißrußland und Polen vor dem ersten Weltkrieg kommenden Flöße gelangten nicht mehr nach Tilsit, da durch den Wilna-Konflikt (Besetzung des Wilna-Gebietes durch Polen im Jahre 1920) die polnisch-litauische Grenze, und damit auch der aus Polen nach Litauen eintretende Memelstrom, gesperrt war. Die Memel war allerdings durch den Versailler Friedensvertrag zu einem internationalen Strom erklärt worden, so daß sämtlicher Flußverkehr auf dem Memelstrom nicht behindert werden durfte. Diese internationale Verpflichtung wurde jedoch von Polen und Litauen nicht erfüllt, so daß der Strom seit 1920 gesperrt blieb. Diese Sperre brachte für unsere Stadt, die Wirtschaft und den Holzhandel mit seinen Nebenindustrien verheerende Wirkungen. Die Stilllegung der meisten Sägewerke am Strom und die Arbeitslosigkeit von vielen Zellstoffarbeitern war die Folge dieser Wirtschaftsmisere. Ostpreußens Handel, Wirtschaft und Verkehr nahmen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung. Günstige Verträge und freundschaftliche Verbindungen mit dem damaligen Rußland waren die

Basis für eine gesunde wirtschaftliche Entwicklung des ostpreußischen Binnenhandels. Was dieses Verhältnis zum russischen Reich betraf, gab es, abgesehen von den beiden Weltkriegen, lange Epochen gedeihlicher Zusammenarbeit, die bis zum Ausbruch des zweiten Weltkrieges einen hohen Grad von Stabilität aufwies. Wenn man den Handel und die Wirtschaft der Stadt Tilsit in den vergangenen Jahrhunderten beurteilt, so dürfte der kommunalpolitischen, städtebaulichen und wirtschaftlichen Entwicklung unserer Heimatstadt auch wegen der günstigen Lage am schiffbaren Memelstrom große Bedeutung beizumessen sein.

Der Memelstrom war für die Stadt Tilsit und die den Strom umgebenden weiten Landschaften eine der wichtigsten Lebensadern, die Stadt Tilsit war das Herz.

Heute ist der Memelstrom in seiner Bedeutung als Handelsstraße für viele Menschen, die in Tilsit und den Memelstrom-Gebieten nach dem letzten Krieg eine neue Heimat gefunden haben, eine unbekannte Welt, die bereits der Geschichte angehört.

Die Abhandlung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Heinz Kebesch

Literaturnachweise:

1. „Ein ostpreußisches Heimatbuch“ von Fritz Brix - Holzner Verlag 1971.
2. „Die Memel als Handelsstraße“ von Kurt Forstreuter - Holzner Verlag 1931.
3. „Ostpreußischer Holzhandel“ von Dr. Friedrichs - Osteuropa-Verlag, Königsberg (Pr.) 1931.
4. „Handel mit russischen Hölzern“ von Ortel - Verlag Berlin Walther, 1895.
5. „Der russische Holzhandel“ von Prof. Knaake, Tilsit - Ostdeutsche Bücherei, Herne, 1895.
6. „Reise in das Baltikum“ von M. Weider - Verlag Rautenberg 1993.

## Die reformierte Kirche

Wie alle anderen Kirchen in unserer Heimatstadt, gibt es auch die reformierte Kirche heute nicht mehr, mit Ausnahme eines Restes des Glockenturmes.

Bevor wir uns der Kirche selber zuwenden, ist es wohl notwendig, sich kurz mit der reformierten Gemeinde selber und deren über Jahrhunderte wechsellvollen Geschichte und Existenzkampf zu befassen.

Den meisten unserer Erlebnisgeneration dürfte es noch bekannt sein, daß es vor allen Dingen Schotten und einige Engländer gewesen sind, die die reformierte Gemeinde in unserer Stadt gründeten. Die genauen Heimatorte sowie warum und auf welchem Wege die Schotten und Engländer nach Tilsit kamen, ist heute nur schwer nachzuvollziehen. Recht bald hatten sich auch nach Tilsit zugewanderte Deutsche aus der Pfalz, aus Hessen, aus Anhalt, ferner aus Bremen, aber auch aus der Schweiz der Gemeinde zugesellt. Zeugnis davon, daß sich bereits kurz nach der Stadtgründung Tilsits durch Herzog Albrecht im 16. Jahrhundert schottische Kaufleute hier angesiedelt hatten, geben die Namen wie: Ritsch (auch Rizsch, Rehtzsch), Barclay, Irving oder Hamelton.

Als die Zahl der Reformierten, denen sich, wie erwähnt, bald gebürtige deutsche Bürger, Offiziere und Soldaten der Garnison zugesellten, zunahm, konnte das Verlangen nach einem eigenen, reformierten Gottesdienst, wie es die Lutherischen bereits seit langem besaßen, nicht ausbleiben. Vor allen Dingen waren es die schottischen Neubürger Tilsits, die mit dem religiösen Trieb und Glaubenseifer ihres Volkes sowie dem calvinistischen Geist der ersten Bekenner den Mangel gottesdienstlicher Betätigung nicht länger als unbedingt nötig hinnehmen wollten.

Zu allererst war es dann auch der im Jahre 1663 nach Tilsit gekommene Alexander Krichton, der beherzt und voller Energie ans Werk ging, die Reformierten sammelte und die Seele der Kolonie wurde. Für zunächst gelegentliche Gottesdienste stellte Krichton sein Haus zur Verfügung.

Mit Zustandekommen der ersten Gottesdienste begann auch die Zeit ernster Sorgen für die Tilsiter Reformierten (Chronist Bernhard Roquette). Ein Abhalten von Gottesdiensten in Privathäusern war strengstens verboten. Auf Grund dieses Verbots konnten Anfeindungen nicht ausbleiben. Bereits 1665 wurde beim samländischen Konsistorium eine Klage wegen „Eigenschaftigkeiten“ der Reformierten eingereicht, das daraufhin beim Kurfürsten ein striktes Verbot der reformierten Gottesdienste ersuchte. Unter Führung des Leutnants von Chapelle parierten die Reformierten aber sehr geschickt gegen den drohenden Schlag und erbaten beim Kurfürsten die Erlaubnis, ihnen die Feier der heiligen Kommunion im Schloß zu Tilsit zu gestatten. Bereits am 18. Juli entsprach der Kurfürst der Bitte und ließ gleichzeitig wissen: „Es sei sein Wille, eine Kirche für die Reformierten bauen zu lassen, jedoch sei die Ausführung des Planes der schwierigen Zeiten wegen nicht möglich!“ Über das nun gesicherte Recht, den Gottesdienst frei ausüben zu dürfen, herrschte bei den Reformierten verständliche Freude. Man schloß sich zu einer Bruderschaft zusammen, in dem vorwiegend das Bekenntnis das einigende Band war.

Bei dem nunmehrigen Anwachsen der Gemeinde, besonders um 1670, machte sich das Fehlen ordentlicher kirchlicher Versorgung durch einen amtierenden Geistlichen besonders bemerkbar. Nach „fußfälliger“ Bitte durch Wilhelm Ritsch beim Großen Kurfürsten, konnte durch Erlaß vom 18. März 1679 die Anstellung eines reformierten Predigers in Tilsit mit einem Gehalt von 200 Talern aus der Staatskasse genehmigt werden.

Durch den Königsberger Hofprediger Blaspiel wurde auf Wunsch der Gemeinde am 11. Oktober 1679 Alexander Dennis im großen Saal des Schlosses als erster ordentlicher Geistlicher der Reformierten eingeführt. Damit war die Bruderschaft als Kirchengemeinde konstituiert, und der 11. Oktober 1679 gilt als Geburtstag der reformierten Gemeinde in Tilsit!

Alexander Dennis trat mit voller Tatkraft sein Amt an und konnte es mit lebhaftem Eifer 20 Jahre lang verwalten.



Das Innere der reformierten Kirche.

Einsenderin: Ruth Arndt

Nachdem der Kurfürst für den Gottesdienst ein größeres Zimmer im Schloß zur Verfügung gestellt hatte, stifteten Königsberger Glaubensgenossen drei Fenster zur Ausstattung. Eine Kanzel, die später in der eigentlichen Kirche gegenüber dem Theater ihren Ehrenplatz erhielt, wurde der Gemeinde von Wilhelm Ritsch geschenkt.

Für den Bestand des Bekenntnisses der Reformierten war es unerlässlich, daß deren Kinder von klein auf im Glauben ihrer Väter unterrichtet wurden. So brauchte man eine Schule, wie auch jede Kirche eine solche hatte. Als Bauplatz für die Schule wurde der Gemeinde ein in der Hohen Straße, am sogenannten Töpfermarkt, unbenutzt liegender Platz zugewiesen. Mit dem Bau konnte 1701 begonnen werden, der nach Daraufsetzung eines oberen Stockwerkes 1703 vollendet war. Im oberen Stockwerk befand sich ein die gesamte Breite des Hauses einnehmender Saal, der nach der Kirchen- und der Wachtstraße je vier Fenster hatte. Am 28. Oktober 1706 erhielt die Gemeinde die Erlaubnis des Königs, ihren Gottesdienst in den Saal des Schulhauses zu verlegen, da der Raum im Schloß zu klein geworden war. Im Herbst 1709 brach von Litauen her die furchtbare Gottesgeißel, die Pest, herein, die bis zum Jahre 1711 andauerte. Ganze Familien starben in wenigen Tagen aus, und auch sämtliche Kirchenälteste der Gemeinde waren der Pest erlegen. Den unersetzlichsten Verlust erlitt sie durch den

Tod Johann Irwings, der 33 Jahre lang der Gemeinde als Ältester vorgestanden hatte, als letzter der ehrwürdigen Gestalten der Gründer der Gemeinde und echter Repräsentant der schottischen Kolonie.

Als die Pestzeit dem Ältesten Johann Irwing den Gedanken an einen vielleicht baldigen Tod nahelegte, setzte er ein Testament auf, in welchem er seiner Gemeinde den achten Teil seines ansehnlichen Vermögens von 325 000 Gulden vermachte. Es war der letzte Treuebeweis jenes hochherzigen Mannes, dessen Name durch alle Jahrhunderte mit der Verwaltung der Gemeinde verknüpft geblieben ist.

Nach völligem Abklingen der Pest, wandte insbesondere König Friedrich Wilhelm I. eine großartige Besiedlungsarbeit dem entvölkerten Lande zu. In den leergewordenen Häusern unserer Stadt, in Ragnit und deren Umgebung siedelten sich viele Fremdlinge aus der Pfalz, aus Nassau und der deutschen und französischen Schweiz an. Auch einige Schotten traten wieder neu hinzu. Insbesondere zur Zeit des Wiederaufbaus nach der Pest schuldeten die Reformierten den Hohenzollern-Fürsten größten Dank, durch deren Schutz und Fürsorge sie zu erneutem kirchlichen Bestand kommen konnten. Als im Jahre 1710 den Reformierten das Recht zugestanden wurde, in den Magistrat gewählt zu werden und damit die volle bürgerliche Gleichberechtigung erhielten, waren auch die schweren Kämpfe um ihr Daseinsrecht beendet.

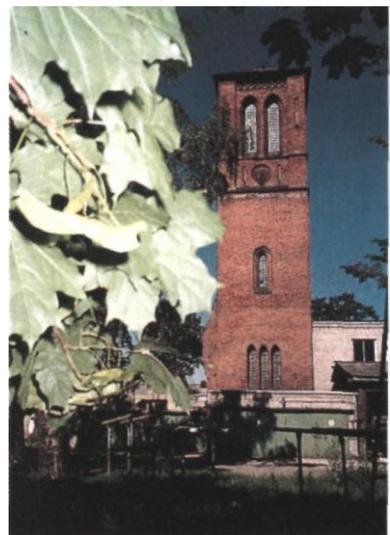
Mit weiterer Vergrößerung der Gemeinde unter dem Prediger Ephraim von Irwing (1735-1786) war auch der bisherige Schulraum in der Hohen Straße/ Töpfermarkt zu klein geworden und konnte am 1. Juli 1743 zusammen mit einer Rektorwohnung in das Haus Garnisonstraße 216 verlegt werden. Im gleichen Jahre 1743 wurde Antrag und Zeichnung zum Bau einer ordentlichen Kirche eingereicht, zumal auch der Betsaal am Töpfermarkt für die Menge der Kirchenbesucher zu klein geworden war. Als Bauplatz wurde das Patzkersche Haus unmittelbar neben dem bisherigen Kirchengebäude in der Hohen Straße angekauft. So gut der Gedanke, eine eigene Kirche zu bauen, auch war, die Gesamtkosten dafür erwiesen sich zu hoch. Auf Drängen der Behörden mußte das angekaufte Haus mit Verlust wieder verkauft werden. Für 1000 Mark erwarb es die litauische Gemeinde und baute darauf 1757 die litauische oder Landkirche in Tilsit.

Während des Siebenjährigen Krieges besetzten die Russen 1757/58 Tilsit und behielten unsere Stadt bis 1762 in Besitz. Erst 1762 schloß Zar Peter II. mit Preußen Frieden und gab das Land an König Friedrich II. (Friedrich der Große) zurück. Das kirchliche Leben der Gemeinde konnte in bisheriger Form weitergehen, jedoch konnte der Kirchensaal die Zuhörer kaum noch fassen, zumal auch viele Lutherische die Vorträge des Predigers Irwing gern hörten. Die Notwendigkeit, eine neue Kirche zu bauen, wurde immer größer, ebenfalls verstärkte sich der Wunsch nach einem eigenen Kirchhof. So berechtigt diese Wünsche auch waren, es fehlten überall die Mittel, um diese realisieren zu können.

Als Nachfolger des sich in jeder Weise um die Gemeinde verdient gemachten Predigers Ephraim Irwing wurde am Neujahrstage 1786 Johann Gottfried von Lauwitz in sein Amt eingeführt. Von Lauwitz brachte den Geist seiner Zeit mit und versuchte in die inzwischen unmodern gewordenen Verhältnisse der Amtsführung sowie in das kirchliche Leben der Gemeinde praktisch und kräftig durchgreifend zeitgemäße Neuerungen einzuführen. An dieser Stelle dürfen wir einige Jahrzehnte im Bestehen der reformierten Gemeinde in Tilsit überspringen und uns dem 19. Jahrhundert zuwenden. Die Leitung der reformierten Gemeinde in Tilsit lag zu jener Zeit in Händen von Constantin Wilhelm Behr. Ihm fiel die Aufgabe zu, der Gemeinde in den schweren Jahren von 1806 bis 1815 zu dienen.

Ein seit langem gehegter Wunsch König Friedrich Wilhelm III., in seinem Lande die beiden evangelischen Konfessionen durch Vereinigung zu einer Union zusammenzuführen, konnte nicht entsprochen werden. Nochmals dürfen wir einige Jahrzehnte reger Tätigkeit der reformierten Gemeinde und ihrer Vorsteher überspringen und uns nunmehr dem Neubau der Kirche und des Pfarrhauses, so wie wir beides in Erinnerung haben, zuwenden.

Nachdem Prediger Albert Wilhelm Behr (1842-1887) aus gesundheitlichen Gründen 1883 die Superintendentur niedergelegt hatte, wurde am 8. Januar 1888 Prediger Bernhard Ewald Roquette für die Tilsiter Gemeinde in sein Amt eingeführt. Sofort wurde von vielen Seiten her an den neuen Geistlichen der Wunsch herangetragen, eine neue Kirche zu erhalten. Trotz mehrfacher Reparaturen und Anstriche war der seit 1707 für die Gottesdienste der Gemeinde benutzte Saal im Schulgebäude kaum noch verwendbar gewor-



Geblieden ist der Turm der Kirche mit der abgeflachten Spitze.

Foto: Harry Goetzke

den. Seitens des Kirchenrates wurde 1888 bei der königlichen Regierung in Gumbinnen sowie dem Konsistorium in Königsberg der Neubau einer Kirche angeregt. Nach Zustimmung der Behörden wurde der Bau einer Kirche mit Pfarrhaus beschlossen. Als Bauplätze wurde der Irrgarten für die Kirche und das ehemals Sklowersche Scheunengrundstück bestimmt. Unter Leitung des Bauinspektors Heise und des Regierungsbaumeisters Janssen konnte im Sommer 1898 mit dem Bau begonnen werden.

Bereits vor Weihnachten des gleichen Jahres konnte das Pfarrhaus mit dem Dach versehen werden. Der Turmkopf der Kirche wurde am 17. August 1899 aufgesetzt.

Unter Anwesenheit des Regierungspräsidenten Hegel, des Oberbürgermeisters Pohl und anderer namhafter Persönlichkeiten konnte die Kirche am 18. Mai 1900 feierlich eingeweiht werden.

Die 1669 von Wilhelm Ritsch gestiftete Kanzel sowie die Orgel waren bereits in den neuen Kirchenraum gebracht worden. Die restlichen Geräte wurden von der Gemeinde in feierlichem Zuge durch die Kirchen- und Deutsche Straße zur neuen Kirche getragen. Von weitem grüßte der Klang der neuen Glocken, vom Turme wehten die Fahnen. Nach Empfang des Schlüssels durch den Geistlichen Roquette öffnete dieser mit dem Psalmspruch: „Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe!“

Am 22. Mai 1900 konnte auch das Pfarrhaus bezogen werden. Unmittelbar vor dem Deutschen Tor, rings von Bäumen umgeben, lag die Kirche im Irrgarten. Von der Stolbecker- und dem Kapellenweg her war sie - durch die Bäume vom Straßenlärm geschützt - bequem zugänglich. Den Haupteingang sowie den Turm kehrte sie ostwärts der Deutschen Straße zu. Der Turm bot mit seiner Spitze und den vier Ecktürmchen von der Deutschen Straße her weithin sichtbar einen gefälligen Abschluß. Das Hauptschiff und das auf der Nordseite liegende Seitenschiff wurden durch zwei glatte und zwei Meter hohe Säulen getrennt. Im Seitenschiff sowie über dem Haupteingang waren Emporen angebracht. Auf der Empore über dem Haupteingang stand die Orgel aus der Fabrik Sauer in Frankfurt a. d. Oder mit 14 klingenden Stimmen, zwei Manualen und einem Pedal. Die Länge des Hauptschiffes mit vier Fenstern aus Kathedralglas betrug 19,15 m, die Breite 9,45 m und die Höhe 9,25 m. Das Seitenschiff war 14 m lang und 3 m breit.

Da ich die reformierte Kirche ihrer Nähe unserer Wohnung in der Stolbecker Straße wegen öfter besucht hatte, ist mir deren Ausstattung im Innern wenigstens einigermaßen in Erinnerung geblieben. Besuchte man die Kirche, insbesondere während der Wintertage, anlässlich eines Abendgottesdienstes, so wirkte der gesamte Raum durch dessen elektrische Beleuchtung, nämlich der drei Kronleuchter mit je zehn Lampen im Hauptschiff, sowie weiterer im Seitenschiff und in der Chornische, besonders stimmungsvoll auf den Besucher. In einem Anbau neben der

Chornische lag die Sakristei mit dem Abendmahlstisch, der ebenfalls noch aus der alten Kirche stammte.

Als beeindruckend durfte auch die Größe des Kirchenraumes bezeichnet werden, faßte er doch mehr als 420 Sitzplätze, ferner über 100 Stehplätze. Der in der Nordostecke stehende Turm war durch eine Tür im Seitenschiff erreichbar und hatte eine Höhe bis zum Kreuz von 47,70 m.

Ausschließlich der Vorhalle war die Kirche 26,70 m lang und hatte eine Breite von etwa 13 m. Die Höhe bis zum Dachfirst betrug 16,42 m. Nur wenige Minuten von der Kirche entfernt stand das Pfarrhaus. Wie die Kirche selber, war es im Ziegelrohbau mit weißen Mörtelfugen errichtet. Die Mauerabsätze und Fensterschrägen waren mit grünglasierten Ziegeln und das Dach mit Schiefer abgedeckt.

Noch heute denke ich an den letzten Prediger der reformierten Kirche, Herrn Paul Arndt, zurück, der mir einiges aus der wechselvollen Geschichte erzählen konnte und mich auf Besonderheiten der Kirche, insbesondere auf die wertvollen Altertümer aus den vergangenen Jahrhunderten, aufmerksam machte. Es ist selbstverständlich, daß im Laufe der Jahrzehnte einiges in Vergessenheit geraten ist und ich zur Erstellung vorstehenden Berichtes in einigen Chroniken und einer Festschrift zur Feier des 250. Bestehens der reformierten Gemeinde in Tilsit forschen mußte.

Es war der 6. August des Jahres 1995, ein Sonntagmorgen, als ich auf einer Bank vor dem Rest des einstigen Glockenturmes der reformierten Kirche saß und viele Erinnerungen an meine Jugendjahre an mir vorüberziehen ließ. Natürlich nahm Tilsit, wie unsere Heimatstadt schon so oft, dabei den ganz besonderen Platz ein und ich war dankbar, nochmals hier weilen zu dürfen. Ein Russe setzte sich zu mir auf die Bank und fragte: „Wie alt Kirche?“ Da er etwas Deutsch, aber auch Englisch verstehen konnte, war uns eine kurze Unterhaltung möglich und ich sagte ihm, daß die Kirche im Jahre 1900 erbaut worden war. „Jetzt kaputt, schade“, meinte er und: „Warum?“ - Ja, warum??

Harry Goetzke

## **Tilsiter Actien-Brauerei**

Gebäudeteile dieses einstigen Tilsiter Unternehmens in der Nähe der Schleusenbrücke sind auch heute noch vorhanden. Wer kann uns Informationen über die Geschichte dieser Brauerei und allgemein interessierende Einzelheiten liefern?

**Zuschriften bitte an die Stadtgemeinschaft Tilsit e. V.,  
Gaardener Straße 6, 24143 Kiel**

## Zwei Tilsiter Knaben halten Ausschau



Diejenigen unserer Leser, die den Bildband „Tilsit - wie es war“ besitzen oder noch besitzen werden, sehen auf Abbildung 17 das Foto, das wir hier nochmal im Kleinformat zeigen.

„Blick vom Turm der Deutschen Kirche auf die Altstadt“ ist dort zu lesen. Diese beiden Knaben blicken vom Turm der Deutschordenskirche gen Süden auf das Stadtgebiet.

Das Foto entstand 1939 und wurde der Stadtgemeinschaft vor etwa 15 Jahren von H. G. Tautorat zugeschickt.

Erst kürzlich wurde bekannt, wer diese beiden Knaben sind. Es handelt sich um Horst Gelhaar, damals zehn Jahre alt,

der seinen kleinen Bruder Heinz, damals fünf Jahre alt, an die Hand nahm, um sich mit ihm gemeinsam die engere Heimat von oben zu betrachten. Kein anderer als Horst Gelhaar selbst gab uns diese Information. Die Richtigkeit seiner Angabe belegte er mit einem Foto aus seinem Privatalbum. Das private Foto entstand ebenfalls zu damaliger Zeit. Horst Gelhaar kann sich noch genau an jenen Tag erinnern, als er mit seinem Bruder über die gealterten, aber noch intakten Holztrepfen den Kirchturm bestieg und von der Brüstung der Aussichtsplattform auf die Dächer der Altstadt blickte. Dabei bemerkte er den Fotografen hinter sich, als dieser eine neue Platte in seinen Fotoapparat einlegte. Daß jener Fotograf bereits vorher seinen Bruder und ihn aufgenommen hatte, erfuhr er erst später, als er den Tilsiter Bildband aufschlug und als Abbildung 17 eben jenes Foto entdeckte. Sechs Jahre später, nachdem dieses Foto entstand, wurde Horst Gelhaar in der Deutschordenskirche von Superintendent Kuessner konfirmiert, genau am 19. März 1944. Er gehörte damit zu den letzten Tilsitern, die noch als Konfirmanden vor den Altar einer Kirche ihrer Heimatstadt treten konnten. 50 Jahre später trat Horst Gelhaar wieder vor den Altar: diesmal am 9. Oktober 1994 im Rahmen des Tilsiter Bundestreffens als Goldkonfirmand zusammen mit 44 Landsleuten in der Kieler Nikolaikirche.

Auch Horst Gelhaar hat 1995 seine stark veränderte Heimatstadt wiedergesehen. Heute wohnt er in Melbeck in der Lüneburger Heide und der „kleine“ Bruder, inzwischen auch auf stolze 60 Jahre herangereift, in Wuppertal.

Ingolf Koehler

## Tante Elma

An dieser Stelle will ich darüber berichten, was ich (als damals zehn bis zwölf Jahre alter Junge) in unserer Heimatstadt Tilsit vor mehr als 55 Jahren erlebte und was mir zur bleibenden Erinnerung wurde.

In dem Haus Deutsche Straße 65, in dem ich damals mit meinen Eltern und Geschwistern lebte, befand sich eine Diakonissenstation. Dort lebten und arbeiteten die Schwestern Frieda, Marta, Marie-Berte und noch eine weitere Schwester Frieda Zimmerling. In der Station wirkte damals auch noch der Prediger, Herr Trei. Die Station verfügte über zwei Gemeindesäle: über den großen Saal mit etwa 150 Plätzen und den kleineren Saal mit etwa 20 Plätzen. Diese Säle befanden sich in einem Verbindungsbau zwischen der Deutschen Straße und der Goldschmiedestraße. Dort fanden Gottesdienste, Freizeiten, Bibelstunden und ähnliche Veranstaltungen statt. Für uns Kinder gab es auch eine Sonntagsschule. Die Diakonissenschwestern leisteten vielen Menschen, besonders älteren und kranken, geistlichen Beistand. Sie leisteten auch aktive Krankenpflege, wozu sie ständig im Stadtgebiet zu Fuß, per Rad oder mit der „Elektrischen“ unterwegs waren.

In dieser Diakonissenstation lebte auch Elma Podßuweit. Sie war blind, aber fest im Glauben und unermüdlich für andere Menschen tätig. Wir nannten sie Tante Elma. Sie besuchte gern meine Mutter, und so kam es, daß sie eines Tages fragte, ob ich sie bei ihren Besuchen im entfernteren Stadtgebiet führen möchte.

Im Haus und in der näheren Umgebung fand sich Tante Elma allein zurecht, was ich immer sehr bewunderte.

Unser erster gemeinsamer Weg führte in das Krönungs-Jubiläums-Stift in der Johanna-Wolff-Straße. Ich kannte den Weg damals noch nicht, aber Tante Elma sagte mir unterwegs immer, wo wir langgehen mußten. Es ging los: Deutsche Straße, Wasserstraße, Fabrikstraße, Stiftstraße, Johanna-Wolff-Straße. Es war mir damals unverständlich, wie Tante Elma den gesamten Stadtplan praktisch im Kopf hatte. (Ganz persönlich möchte ich an dieser Stelle einfügen, daß auch ich später den ganzen Stadtplan unserer Heimatstadt im Kopf hatte. In den Jahren der totalen Abschottung durch die DDR bin ich oft nächtelang im Geiste in Tilsit umhergewandert - von Gut Punkt bis Schillgallen, von Übermemel bis zum Drangowski.) Es dauerte gar nicht lange, und wir standen vor dem Krönungs-Jubiläums-Stift. Tante Elma sagte mir, daß wir in die zweite Etage müßten. Oben dirigierte sie mich dann nach rechts in den langen Korridor und bis an die vorletzte Tür auf der rechten Seite. In dem Zimmer wußte sie dann genau, wo das Bett der bekannten Frau war, die sie besuchen wollte. Tante Elma hat mit der Frau gebetet, dann haben sie lange miteinander gesprochen. Sie hatte auch ein paar Blümchen und etwas Kuchen mitgebracht. Kaffee holte sie dann aus der Stiftsküche. War das eine Freude, die Tante Elma dieser älteren, bettlägerigen Frau bereitete. Mich hat diese Begebenheit tief beeindruckt,

und sie wirkt bei mir auch nach mehr als 55 Jahren immer noch nach. Diese Besuche wiederholten sich dann regelmäßig, wenigstens einmal im Monat. Zu den Aktivitäten unserer Tante Elma, an denen ich ja nun immer beteiligt war, gehörte auch der Besuch aller Veranstaltungen des Blindenvereins. Der Verein tagte im Gemeindesaal der Kreuzkirche, der sich neben dem Pfarrhaus befand. In diesem Raum fanden sonst die Tagungen des Gemeindegemeinderates, die Bibelstunden und der Konfirmandenunterricht statt. Die Zusammenkünfte wurden von den Blinden selbst gestaltet. Sie bekamen dabei von der Pfarrersfrau Kittmann Unterstützung. Es wurde viel gesungen (Frau Kittmann spielte dazu auf dem Harmonium), gemeinsam gebetet und natürlich wurden alle vereinsinternen Probleme beraten.

Ich entsinne mich noch gut daran, daß Tante Elma dort oft vorgelesen hat, denn sie beherrschte die Blindenschrift perfekt. Bei diesen Zusammenkünften wurde auch immer die neueste, in Blindenschrift erschienene Literatur vorgestellt und bereits vorhandene untereinander getauscht.

Mit dem Blindenverein nahm ich mit Tante Elma zu Pfingsten 1939 an einer Wanderung in den Stadtwald zur Gaststätte Kuhlins teil. Dort wurde unter freiem Himmel Gottesdienst gehalten. Dabei, wie schon vorher auf dem Weg, wurde viel gesungen. Ich erinnere mich noch gut an einige Lieder, wie zum Beispiel „Geh aus mein Herz und suche Freud“, „Wir pflügen und wir



In der Diakonissenstation Tilsit, Deutsche Straße 65. Tante Elma sitzend in der Mitte. Links von ihr sitzt Schwester Marta. Auf dem Foto sind außerdem Schwester Frieda und einige treue Freundinnen abgebildet, darunter Ida Hoyer.

Einsender: Bruno Westphal



Das Krönungs-Jubiläums-Stift in der Johanna-Wolf-Straße.

Foto aus dem Bildband „Tilsit - wie es war“

streuen den Samen auf das Land", „Großer Gott wir loben dich" usw., deren Texte die blinden Menschen besser kannten als manch Sehender.

Ich weiß nicht, ob es noch Tilsiter gibt, die vom hohen moralischen und geistig-kulturellen Niveau und von den lebensbejahenden Aktivitäten dieser behinderten Bürger unserer Heimatstadt Kenntnis hatten, erachte es aber als meine persönliche Pflicht, an dieser Stelle wenigstens in groben Zügen daran zu erinnern.

Die Eltern von Tante Elma wohnten in Stolbeck in einem Reihnhaus hinter dem Pferdemarkt. Es mag die Scharnhorst- oder die Ziethenstraße gewesen sein. Mehrmals im Jahr fuhr ich mit Tante Elma dort hin. Wie alle anderen Wege kannte sie auch diesen genau. An der Haltestelle Hohe Straße/Ecke Wasserstraße stiegen wir in die Elektrische und fuhren in Richtung Waldfriedhof bis zur Friedrichstraße. Von dort dirigierte mich dann Tante Elma bis zum Haus ihrer Eltern.

Alle diese Erlebnisse haben mich sehr beeindruckt. So habe ich einen kleinen Einblick in dieses inhaltsreiche Leben einer schlichten und bescheidenen Tilsiter Bürgerin erhalten, die von ihrem Wirken kein Aufhebens machte, für die alles selbstverständlich war und von der niemals auch nur eine Zeile in der Zeitung stand.

Als ich dann nach Kriegsbeginn bei dem Maßatelier Leiner täglich nach dem Schulunterricht als Laufbursche aushalf, übernahm meine jüngere Schwester Eva nach und nach die Betreuung unserer Tante Elma. Das war auch erforderlich, weil ich zu Ostern 1941 meine Berufsausbildung als Landwirt-

schaftseleve bei Herrn Ernst Stadie in Adlig Lehmbruch im Kreis Niederung aufnahm.

Im Sommer 1944, ich war inzwischen beim Militär, wurden wir ausgebombt. Meine Eltern kamen zeitweilig auf dem Gut von Herrn Dr. Surmann in Birgen unter, ehe sie dann im Herbst 1944 die Heimat verlassen mußten. Welches Schicksal unsere gute Tante Elma in dieser schweren Zeit hat durchmachen müssen, das habe ich niemals erfahren. Ich denke oft an diese gute Frau und halte ihr Andenken hoch in Ehren.

Bruno Westphal, Fürstenwalde

## Auf verwehten Spuren in Jakobsruh

Der Park von Jakobsruh (ursprünglich: Jakobsruhe) in Tilsit war eine Kulturleistung nach dem Vorbild der englischen Parks, als er am Anfang des 19. Jahrhunderts in Tilsit entstand. Auch die Schäferpoesie der Romantik (Robinson und Rousseau) hatten seine Gestaltung beeinflusst - als Gegengewicht gegen die damals schon aufkommende Technik; sie fing mit Eisenbahn und Dampfschiff an. Der neue Park entstand im Südwesten der Stadt aus der alten Putschine, losen Fichten- und Kiefernbeständen, allgemeinem Weide- und Ödland in Anlehnung und als Übergang zum nahen Stadtwald. Daraus entwickelte sich unter der Obhut des rührigen „Garten- und Verschönerungsvereins“ eine Parkanlage in Kunstform mit Alleen und Wegen, alten Baumbeständen, Sträuchern, Grünflächen und Blumenrabatten in der wärmeren Jahreszeit. Vom Frühling bis zum Herbst erhielten sie in der Gartengestaltung ihre lebensgemeinschaftliche Ordnung, mit der Zeit aufeinander abgestimmt wie ein lebender Organismus. So brachte der Park die Natur in die Stadt als ihr Spiegel und Widerbild mit Frühlingserwachen, Sommer, Herbst und Winterruhe. Er wurde zu einer bekannten Sehenswürdigkeit, zu einem lebensbestimmenden Wahrzeichen, zur Seele von Tilsit. Ihn durften unsere Augen nach über einem Jahrhundert Wachstumszeit als eine botanische Einheit mit seiner Baum- und Pflanzenwelt als Augenöffner für die gärtnerische Kunst bewundern, als einen Park mit leiser Melancholie, mit Maß und Würde.

Er schenkte dem Besucher die Naturnähe, dem Vogel- und Insektenliebhaber seine Freuden. Jakobsruh war ein Park zum Sehen, zum Bewundern, zum Träumen, zum Nachdenken, je nach der persönlichen Gestimmtheit des Wanderers; er war auch so etwas wie die gute Stube der Tilsiter.

Wenn ein Park eine organische Ganzheit ist wie ein Lebewesen, dann durfte man ihn nicht so behandeln, wie es nach unserer Vertreibung geschehen ist. Bei meinem ersten Besuch (in das noch verbotene Tilsit) wirkte er entfremdet und heruntergekommen. Er zeigte sich als eine zufällige Ansammlung von nichtssagenden jüngeren Bäumen und Sträuchern mit grünen Lichtun-

gen. Das, was einst als Kulturpark geschaffen wurde, war zu einem sich selbst überlassenen Wildpark ausgewuchert. Die kunstvolle, ordnende Hand der Parkgestaltung fehlte. Man hatte Jakobsruh entzaubert, seine einmalige lebensgemeinschaftliche Ordnung zerstört. Es wurde gefrevelt, als die alten Baumbestände der Kastanien, Buchen, Eichen und Eschen der Axt und Säge zum Opfer fielen. Mit einem Wort: Auch die Entzauberung der einstigen grünen Seele von Tilsit ist gelungen. Nicht ein Abglanz mehr erinnert uns an das Alte, Einstige, auch hier ideell Verlorene aus der deutschen Vergangenheit.

So geht der erste Anblick beim Wiedersehen mit Jakobsruh, einem neuen Volkspark der Russen, dem deutschen Besucher zu Herzen. Man sieht zuerst die schnellwachsenden Erlenbestände in Richtung zum einstigen Schützenhaus an der Lindenstraße, mit eingestreuten Grünflächen, auf denen sich Kinder und Erwachsene an den hier installierten Karussells, Luftschaukeln und Kleineisenbahnen wie auf einem Rummelplatz vergnügen, im Grünen eingebettet. Das bürgerliche, alte Jakobsruh entsprach offensichtlich nicht dem Geschmack seiner neuen Herren, sie machten daraus eine volkstümliche Freizeitanlage nach eigener Manier.

So bleibt uns auch hier nur die Rückwendung in die Vergangenheit, um die Enttäuschung des ersten Wiedersehens zu überwinden. Dieser Weg, der in das Innere jedes Menschen führt, trägt uns in der Erinnerung in die 20er Jahre nach dem ersten Weltkrieg zurück, in das Reich einstiger Jugendträume, Gefühle und Glückseligkeiten - die Trauer war noch fern. Wir gingen dorthin nicht als Verbraucher, sondern als Bewunderer, weil wir hier des Wunderbaren in seiner naturhaften Gestaltung als Symbol inne wurden, für den Geist, der sich auf besondere Art entfaltet. Unser „Heimatgedenken“ möchte nun jenes Stück Welt retten, in dem für uns die eigentliche Lebensqualität liegt. Sie ist seit der frühen Kindheit untrennbar verbunden mit Erfahrungen, die sich nicht nur an Menschen, sondern auch an die heimatlische Landschaft und die Natur knüpfen. Es führt dazu, daß auch der einstige Park von Jakobsruh uns zeitlebens als ein Stück Heimerde nahe steht. Doch was in unserer Erinnerung lebt, finden wir nicht mehr: Der alte Park, die einstige Seele von Tilsit, hat sich zu sehr verändert. Ich suche Wegspuren. Die bitteren Worte: nimmermehr - nirgendwo - vergebens werden mächtig in uns. Es bleiben nur die Traumpfade der Erinnerung in dem fremdgewordenen Jakobsruh. Und auch hier wird uns bewußt: Man findet immer nur das, was in uns noch lebt, wir machen eine Reise durch das eigene Ich! So trägt jeder ältere Tilsiter immer noch sein eigenes Jakobsruh in sich. Es besteht gleichsam aus verschiedenen Erinnerungsschichten: So sehen wir uns noch als Kind an der Hand der Eltern. Die Lust am Sehen und Schauen wurde so früh geweckt. Dann als Jugendlicher bei Indianerspielen in den heimlichen Außenbezirken des Parks durch die Putschine bis zum nahen Stadtwald, und schließlich sehe ich mich als Erwachsener, als ich meiner stadtfremden jungen Frau den Park von Jakobsruh zeige.



Das Litauerhäuschen in Jakobsruh.

Fotografiert am 31. Mai 1943 von Alfred Denk

Nur die Sonne stand in den Baumkronen wie einst, und der Wind rauschte im Blättergrün, doch hat sich der Zauber der einstigen Stimmungswelt verflüchtigt. Vergebens sucht das Auge die alten über hundertjährigen Baumriesen, die Überhalter, zu den nicht nur wir, sondern schon Geschlechter vor uns aufgeschaut hatten. Auch andere Bausteine der Erinnerung sucht man vergebens: die gepflegten Parkwege, den Blumen- und Rosengarten mit den altmodischen Ruhebänken, die Blumenrabatten, die jahreszeitlich in allen Farben leuchteten, im Frühjahr die Schneeglöckchen und Krokusse, wenn der Schnee schmolz. Bald stieg aus den Beeten die Pracht der gelben und roten Tulpen, es leuchteten die Zinnien, Malven und später die Herbstastern, bis zu den glühenden Dahlien im Herbst, früher Georgine genannt. (So hieß auch die meistgelesene Bauernzeitung in Ostpreußen.) So hatte jede Jahreszeit im Park ihre Blumen, ehe die Blütenpracht im ersten Frost erlosch, und bald ging auch das Grün aus dem Park. Unauffällig wechselte der Park sein Gesicht für die winterliche Landschaft. So brachte Jakobsruh die Natur in die Stadt - mit Frühlingserwachen, Sommer, Herbst und Winterruhe.

Der Park lockte zu allen Jahreszeiten. Tagsüber traf man Spaziergänger und auch verliebte Paare, die in verschwiegene Ecken ihre Traumpfade gingen - und von der Zukunft träumten. Pirol und Kuckuck hausten in den Randbezirken im Waldesdunkel schattiger Heimlichkeit. Kleine Vögel huschten im Gezweig und Gesträuch des Parks, Vogelliebhaber hatten ihre

Freude. Dazu kamen die Klanglaute, Gerüche, Farben und Empfindungen, die sich mit dem Namen Jakobsruh verbanden - für jeden von uns. Auf dem einstigen veränderten Hauptweg vermisste ich als Übergang über das kleine Wasser die Steinbrücke mit der Trauerweide, deren Äste sich in dem dunklen Gewässer spiegelten, das zum Verweilen einlud. Viele Augen haben hier in den unbewegten Spiegel des Wassers geschaut. Heute fehlen Brücke und Steinbrüstung und das Wasser verläuft sich in schmutzigen Rinnen. Von der Vogelwelt begeben uns tröstlich Buchfinken, Amseln und Singdrosseln.

Wir suchen die einstige Hauptallee, weiter die kleine Anhöhe, dessen schattige Heimlichkeit das Standbild der Königin Luise einrahmte. Auch ihre lichte Marmorgestalt, die verehrte Ikone der Tilsiter, steht nicht mehr. Sie verkörperte das geschichtliche Gedächtnis der Tilsiter an eine schwere Zeit für unser einstiges Vaterland. Ihr Denkmal galt als Symbol im einstigen Kampf gegen die napoleonische Gewaltherrschaft. Hier ist auch heute ein einsamer Ort: darüber nur der Flügelschlag eines hohen Vogels und das Raunen des Windes in den Wipfeln der Kiefern. Ich sehe niemand hier. Und die Gedanken erinnern sich an die Geschichte: Die Königin, die erst 17jährig den preußischen Kronprinzen heiratete, der vier Jahre später als Friedrich Wilhelm III. den preußischen Thron bestieg. „Von da ab“, schreibt der Zeitzeuge von der Marwitz, „bis zu ihrem Tode zeigte sich an der Kronprinzessin der nie dagewesene Triumph der Schönheit und Anmut.“ Ihr Mann hatte gegenüber seinen Vorgängern, dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen, einen schweren Stand. „Bei alledem“, sagt Marwitz, „stand die Königin doch wieder hoch über ihrem Gemahl. Sie hatte ein wahres preußisches Herz und wahre Regentenehre. Alles, was groß und edel war, zog sie an.“

Immer war ehrfurchtsvolles Schweigen um die lichtvolle Gestalt aus hellem Marmor, die der Bildhauer Professor Eberlein geschaffen hatte. (Das Standbild wurde am 22. 9. 1900 von Kaiser Wilhelm II. persönlich enthüllt.) Uns berührte als Jugendliche besonders ihre winterliche Flucht vor den französischen Soldaten über die Kurische Nehrung nach Memel und ihre Begegnung mit Napoleon in unserer Heimatstadt Tilsit. Der Kaiser, heißt es, war persönlich beeindruckt, doch blieb er bei den harten Bedingungen des Tilsiter Friedens am 6. Juli 1807 unerbittlich. Es bildete sich der Mythos von der unerschrockenen Königin, die sich der Gewaltpolitik Napoleons widersetzte - und Preußen stieg wieder auf. So ist von dem Feldmarschall Blücher das Wort überliefert, daß er nach der Schlacht bei Waterloo, die Napoleons Niedergang besiegelte, beim Anblick der weißen Fahnen in Paris (acht Jahre nach Tilsit) aussprach: „Jetzt endlich ist Luise gerächt!“ So hat sich im preußischen Geschichtsbild nur eine Frau behauptet: die Königin Luise, die zur Ikone von Tilsit wurde. Davon zeugten noch die Gedenknamen: Königin-Luise-Haus, Luisenbrücke, Luisenschule, Luisentheater, Luisenapotheke, Luisenbund und die Luisenallee in Tilsit. Die Königin wurde zu

einer Leitfigur für Frauen und Mädchen, nicht nur in Tilsit. Wo einst das Denkmal stand, ist es still. Es war der einstige „Herzmittelpunkt“ des Parks. Ein weiterer Anziehungspunkt war das Heimathäuschen im Park, das ursprünglich als Litauerhäuschen erbaut wurde. Es zeigte uns den ländlichen Baustil in unserer Heimat in der damaligen Kriegs- und Domänenkammer „Litthauen“, wie der spätere Regierungsbezirk Gumbinnen vorher amtlich hieß, bevor er 1808 in den Regierungsbezirk „Preußisch-Litthauen“ umbenannt wurde. Als der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn, den späteren Friedrich den Großen, zur Inspektion und zum Kennenlernen in unsere Heimat schickte, reiste dieser offiziell nach „Litthauen“, wie es im Reisebericht hieß. (Das kann die jüngere Tilsiter Fluchtgeneration nicht mehr wissen.) Also bleiben wir geschichtstreuer beim alten Namen Litauerhäuschen, auch im Sinne von Dr. Wilhelm Storost-Vydunas.

Die Bitternis dieses Wiedersehens begleitet uns auf dem Heimweg. Nur die Erinnerung bewahrt die Bilder, Eindrücke und Empfindungen, die wir nicht mehr wiederfanden. Doch bleiben sie als das unverlierbare „Innenbild“ des Einstigen - trotz der bitteren Worte nimmermehr - nirgendwo - vergebens -, als wir den einstigen Park von Jakobsruh verlassen. Wir haben die Tilsiter Vergangenheit in unsere Gegenwart aufgehoben, dadurch ist unser Leben reicher geworden.

Dr. Kurt Abromeit

## Wochenmarkt

Das Einkaufen auf dem Wochenmarkt blieb gewiß auch in Tilsit die Sache der Hausfrauen, und dessen Schauplatz befand sich meistens auf dem Schenkendorfplatz. Vielleicht bis zu etwa achtzig Verkaufsstände, viele davon mit Zelttuch überdacht, gruppierten sich an den günstigsten Markttagen reihenweise um das alle Stände überragende Denkmal des Max von Schenkendorf.

In Richtung der Memel grüßte über die Deutsche Straße hinweg das Rathaus herüber, etwas versetzt, von der Hohen Straße aus, der fast ovalgeschnittene Bau der Landkirche, welche von manchen Tilsitern auch die „Litauische Kirche“ genannt wurde.

Nun ja -, was tun Hausfrauen und Mütter, wenn zu Hause noch nicht schulpflichtige Kinder an ihrer Schürze hängen? - Sie werden schlichtweg an die Hand genommen - und, eventuell auch entgegen ihrem Widerstreben, einfach mitgezogen!

Erstmalig unternommen, war ein solcher Ausflug in die Geschäftigkeit Erwachsener ungemein interessant. Eine andauernde Begeisterung mochte sich dafür aber nicht einstellen, denn ein „Drei-Tilsiter-Käsehoch“ schnuppert die freie Luft leider nicht in erwachsener Nasenhöhe, sondern eher die im engen Gedränge weiter Röcke, also einer „partum-“ und mottenkugelgeschwängerten Umgebung. Über andere, bisweilen spürbare Düfte möge sich ein großzügiger Schleier des Vergessens senken!

Wenden wir uns deshalb lieber dem eigentlichen Markttreiben zu: Abhängig von der Jahreszeit konnten Einkaufswillige dort fast alles vorfinden, was der heimischen Küche dienlich war: Die Bauern boten frischgeschlachtetes Fleisch, Hausmacherwürste, lebendes oder fertiggerupftes Geflügel, allerlei Obst, Gemüse und Kartoffeln an. Bei Frühkartoffeln galten die „Rosen-“ und „Moorkartoffeln“ als ein besonderes Genußerlebnis. Eier, Butter und Glumse (Quark) durften im Angebot natürlich unmöglich fehlen. Im Spätsommer kamen noch die „Sammlerstände“ mit den Köstlichkeiten aus Wald, Feld und Flur hinzu:

Wildgewachsene Blau-, Preisel- und Himbeeren standen in großen Körben auf Markttischen oder einfach am Boden und konnten gemäß unterschiedlicher Meßlotvolumen erworben werden. Gleiches galt auch für die kleineren Pilzsorten, wie „Gelböhrrchen“ (Pfifferlinge), „Bitterlinge“, Halimasch, „Süßlinge“ (genießbare Täublinge) oder „Stubbenpilze“ (eßbare, an Baumstümpfen wachsende Schwefelköpfchen).

Die größeren, z. B. Stein-, Birken-, Butter-, Maronen-, Sandpilze oder Rotkappen, die wurden meistens nach Gewicht oder Stückzahl verkauft.

Würzkräuter aus Feld und Garten gab es in „Bündchen“, welche, frisch oder luftgetrocknet, mit verlockenden Düften ihre Käufer anzogen.

Streng, aber kaum unangenehm, mischte sich der Geruch getrockneter Stein- und Butterpilze dazwischen. Diese waren, in Scheibchen geschnitten, noch auf den Schnüren zu haben, an welchen sie getrocknet worden waren. Als auf natürliche Weise behandelte Ware ergab ihre intensive Würzkraft eine hochwillkommene Zutat für Suppen und Soßen.

Gute Hausfrauen waren bei ihrem Einkauf auch damals sparsam und deswegen sehr kritisch und aufmerksam:

Mit „Argusaugen“ achteten sie darauf, daß z. B. der Daumen des Verkäufers nicht im Meßlot verblieb, um dadurch geschickt ein „Luftloch“ zwischen den eingefüllten Beeren zu schaffen.

Die kritische Frage, ob wohl die Eier da auch wirklich frisch seien, mochte wohl berechtigt gewesen sein, denn es kam bisweilen vor, daß ein halbfertig ausgebrütetes Küken im Kuchenteig landen wollte.

Freilich war eine solche Frage unter Umständen recht riskant, denn sie konnte wahre Schimpfkaskaden der sich dadurch beleidigt fühlenden, ehrlichen Bauernfrau auslösen - noch auf weite Entfernung der Enteilenden „nachgeschrien“! Ein solches Risiko vermeidend, fragte also manche Interessentin nur: „Wieviel Eier geben s'e?“ (Gemeint war, für eine Mark!)

Nach mehrfachen Vergleichsfragen fiel die endgültige Entscheidung je nach Eigröße beziehungsweise gemäß der angebotenen Stückzahl aus.

Das Feilbieten frischer Butter erfolgte entweder direkt aus dem Butterfaß oder aber in Gestalt großer, auf den Markttischen gelagerter „Klumpen“. Fast jede Hausfrau trug bei Marktbesuchen stets einen Teelöffel bei sich, denn im Regelfall durfte sie sich durch Schmeckproben von der Qualität der Butter überzeugen. Die lautstarken Aufforderungen an Vorübergehende,



Bauernfrauen selbst hergestellte Landbutter verriet dem Kenner deutlich unterscheidbare Geschmacksvarianten. Ursache dafür war die Wahl des Ausgangsproduktes, nämlich „süße Sahne“, „saure Sahne“ oder unmittelbar die Sauermilch, mit Buttermilch als Nebenprodukt. Zum anderen kam es sehr auf das am Bauernhof übliche Verfahren des „Butterns“ an. Als dritter Faktor spielten natürlich auch die Qualität der Weiden und die Rasse der Kühe eine nicht unbedeutende Rolle für das individuelle Aroma der Butter. Welch' eine träumerische Auswahl bleibt da nur noch als purer Erinnerungswert übrig?!

Natürlich wollte man es auch erproben, ob die Butter nicht etwa „ranzig“ sei, sie demnach die Zeit ihres jungfräulichen Zustandes nicht bereits bedenklich überschritten habe. -

Was aber, wenn dem Vernehmen nach ein ebenfalls sparsamer Butteranbieter seine schon ranziggewordene Ware mit einem schützenden Mantel goldfrischer Butter umgeben hatte - natürlich auch der Marktkontrolle wegen???

Also, darüber sei dann besser doch geschwiegen! Übrigens, ein leichter Hauch von Ranzigkeit konnte von einer geringen Anzahl spezieller Genießer durchaus als willkommene Würze für das Butterbrot oder andere Speisen geschätzt werden, sofern jene üblicherweise gemeinsam mit frischer Butter verzehrt wurden. Ansonsten wurde ranzige Butter „zerlassen“ (erhitzt), verlor damit ihren Mangel, und war dann als „Butterschmalz“ ein sehr gutes, preiswertes Backfett. Dieses zählte selbstverständlich ebenfalls zu den fast obligatorischen Marktangeboten.

In der Vorweihnachtszeit galt die Aufmerksamkeit der Hausfrauen nicht zuletzt dem Angebot noch lebender Karpfen oder Gänse. Das war die beste Frischhaltungsmethode, um nichtverkaufte Ware länger unverderblich zu erhalten. Auf Wunsch wurden die Tiere vor aller Augen geschlachtet, geschuppt bzw. gerupft und „ausgenommen“. Herz, Leber und Magen der Gänse bekam man, natürlich in gereinigtem Zustand, beigelegt.

Auf dem Heimweg galt es dann, besonders die Tüte mit den frischern Eiern unversehrt zu erhalten - wie schon zuvor im dichten Marktgedränge -, nun unter Beachtung aller eventuellen Möglichkeiten des Anstoßens, ganz besonders hinsichtlich unvorhersehbarer Aktivitäten, erleichtert und ungeduldig nach Hause strebender Kinder.

Von der Arbeit heimgekehrt, hatte sich Vater dann die stolzen Schilderungen günstigster und sparsamster Einkaufskunst anzuhören - wohlwissend, daß eine etwaige Kritik daran besser zu verschweigen sei, Lobsprüche dagegen sich als dem Hausfrieden förderlich erweisen würden.

Die sorgsam zubereiteten Wochenmarkteinkäufe mochten dann, im Laufe der nächsten Tage, zum allgemeinen Wohlbefinden der Familie beitragen!

Rudolf Kukla

## Winter

Nur wenige der ehemaligen Tilsiter versuchten, in der Winterzeit ihren Ort zu verlassen, um auf Reisen zu gehen. Das wäre zu beschwerlich gewesen, also blieb man für gewöhnlich daheim. Die harten Winter mußten überstanden oder eben auch genossen werden.

Die Kohlen, Briketts und Kartoffeln waren rechtzeitig eingekellert, in solchen Mengen, wie man sie für den Winter benötigte (oder später in weit geringeren, wie es den Zuteilungen zu Kriegszeiten entsprach.)

Die wenigsten Häuser enthielten eine Zentralheizung. In fast allen Zimmern standen große z. T. bis an die Decke reichende Kachelöfen, welche sorgsam

und bisweilen umständlich befeuert wohlige Wärme in den Raum ausstrahlten. In einigen dieser sehr bewährten Werke ostpreußischer Töpferkunst gab es die überaus praktische „Ofenröhre“, worin man einerseits Speisen warmhalten bzw. garen konnte oder Bratäpfel zubereitete, sie andererseits „zweckentfremdet“ auch zum kurzfristigen Anwärmen gestrickter Pudelmützen, Halstücher oder Fausthandschuhe benutzte, ehe man uns Kinder in die eisige Winterkälte entließ.

Die Mehrzahl früherer Winter in Tilsit machte sich durch deutliche Anzeichen zunächst ab Mitte November mit trockenen Frösten bemerkbar. Alle stehenden Gewässer, wie auch der Tilsiter Mühlenteich, überzogen sich mit einer spiegelnden Eisfläche. Diese mußte mindestens acht Zentimeter dick sein, ehe die polizeiliche Genehmigung des Schlittschuhlaufens in der Zeitung veröffentlicht wurde.

Auf der Memel bildeten sich aufgrund der sehr starken Strömung zunächst dünne, auf dem Wasser treibende Eisschollen. Mit zunehmendem Frost wurden jene immer dicker. Schließlich verkeilten sie sich untereinander in Gestalt einer nur scheinbar stabilen, lückenlosen Gebirgslandschaft. Trügerisch strömte jedoch die Memel unter nur dünnvereisten Bruchspalten. Dieses Eis zu betreten, unterlag deshalb aus Sicherheitsgründen einem allgemeinen Verbot.

Was aber nützen alle Verbote, wenn jugendliche Ungeduld zur Übertretung derselben neigt?! Die nur selten umgehbaren Polizeistreifen bemühten sich zwar redlich, einige unverbesserliche Lorbasse zu deren eigenen Sicherheit vom Eise zu kommandieren, was aber vermögen schwere Polizeistiefel gegenüber den ungleich schnelleren Schlittschuhen auszurichten? Jedoch dahingehend verantwortlich gemacht, Verbotsübertretungen jeder Art zu verfolgen, mochten einigen der eifrigsten Ordnungshüter im Extremfall verzweifelte oder gar auch zweifelhafte Maßnahmen einfallen - in selten bleibender Ausnahme, sei dazu bemerkt!

Den unverbesserlichsten und auch noch spottenden Lorbassen einen dünnen Ast oder das Seitengewehr vor die Schlittschuhe zu werfen, konnte jene vielleicht „aufhalten“, zum Einlenken veranlassen. Andererseits leisteten unter Umständen beispielsweise sorgsam abgerichtete Schäferhunde ihre Dienste für diese ärgerliche Arbeit. Jene waren derartig geschult, daß sie

den Fliehenden sozusagen „fleischlos" am Hosenboden packten, alle Viere der Laufrichtung entgegenstimmten, worauf der so „Gestellte" auf seiner „Kehrseite" landete. Nun, von dem bedrohlich knurrenden Tier fixiert, mußte er seine Festnahme abwarten oder wurde, gemäß unserem Beispiel, vom Eis „genötigt".

Nach dem Feststellen der Personalien und polizeilicher „Heimführung", drohten dann noch das häusliche „Donnerwetter" und dazu die behördliche Regelstrafe an die Eltern. Jene bestand in der Zahlung von fünf Reichsmark, damals sehr viel Geld, also den familiären Geldbeutel und natürlich auch das zukünftige Taschengeld gar schmälern.

Aber dann, nach Freigabe des Eislaufens, ja, dann war der Mühlenteich an den Wochenenden von Schlittschuhläufern aller Altersklassen hochbelebt: Liebespärchen glitten in enger Umarmung dahin, Eishockeybflissene versuchten sich ein Spielfeld zu sichern, ältere Ehepaare kreuzten wie Segler, elegant „bogenschneidend", den Teich entlang, und die kleinen angehenden „Kunstläufer" stolperten unermüdlich über beide viel zu schnell davoneilenden Kufen ihrer Schlittschuhe.

Sehr standesbewußte Honoratioren benutzten selbstverständlich die kostspieligen „Bogenschlittschuhe". Deren Kufen endeten nach vorne hin in einer elegant geschwungenen Spirale, welche die Schuhspitzen überragte.

Wer sich allerdings keine Schlittschuhe leisten konnte, der- oder diejenige mußte sich mit dem einfachen „Schorren" auf den Schuhsohlen begnügen. Dabei hieß es einen mehr oder weniger glückenden Anlauf zu nehmen, dann Gleichgewicht haltend zu versuchen, weiter als die anderen zu schlittern. Die später nach dem Schneefall „lustvoll angelegten" Schorrbahnen auf den Bürgersteigen, vor den Wohnhäusern waren nur den Erwachsenen ein gefährlich anmutender Dorn im Auge. Man neutralisierte sie schimpfenderweise und gnadenlos mit Kachelofenasche, dem derzeit allgemeinüblichen Material zur Glättebekämpfung auf den Bürgersteigen. Wenn schließlich, etwa um die Weihnachtszeit herum, der Schnee in größeren Mengen gefallen war, dann pachteten ein oder zwei Unternehmer ein Stück Eisfläche auf dem Mühlenteich, umzäunten das Rechteck und schaufelten es schneefrei. Dadurch ergab sich innerhalb des äußeren Schneewalles eine fünf bis acht Meter breite Laufbahn um eine innere, ebenfalls schneewallumfaßte Spielfläche für Eishockeyfreunde. In einem beheizten Holzbüchchen erhielt man die für den ganzen Tag geltenden Eintrittskarten. Auf bereitgestellten Holzbänken sitzend, durften sich die Läufer ihre Schlittschuhe an die „hohen Schuhe" schrauben oder, wie man es damals sagte, mittels des „Nuddels annuddeln". Den Nuddel, einen Vierkantschlüssel, trug man sicherheitshalber an einem einfachen Bindfaden um den Hals gehängt. Weniger vorsichtige waren auf Mithilfe angewiesen („Kannst' mir mal deinen Nuddel leihen?"), denn oft lösten sich die Halteklammern an den Schuhen und mußten nachgezogen werden.

Nahe der Schleusenbrücke beanspruchten die Brauereien Einfriedungen, innerhalb derer sie Blöcke für ihre Kühlanlagen aus dem Eis heraushackten bzw. sägten. Beim Zuschauen wurde dem staunenden Publikum offenbar, wie dick der „Boden“ war, auf dem es sich vergnügte. Bis auf etwa 30 Zentimeter konnte die Eisdecke in manchen Jahren anwachsen.

Etwa so in den letzten „Friedenswintern“, da erschloß die Stadt noch eine weitere, größere Eislaufmöglichkeit: Die Feuerwehr besprühte die Kiesdecke des Angers sorgfältig solange, bis sich eine eislaufaugliche Grundlage gebildet hatte. Weil der Anger zum Stadttheater hin eine leichte Steigung aufwies, bot dieser Umstand eine erfreuliche Rutschbahn für Eislaufanfänger. Im leichten Bergabgleiten konnten nun jene ihre Gleichgewichtssinne trainieren.

Schlittschuhlaufen bedeutete auch Hochkonjunktur für Schuhmacherwerkstätten, denn die Krallen der Schlittschuhzangen erwiesen sich meistens als besonders zuverlässige „Abreißer“ für Schuhsohlen und -absätze.

Der Rodelsport erwachte natürlich ebenfalls mit den ersten Schneefällen. Um aber lohnende Hügelabhänge für dieses Vergnügen zu finden, mußte man sich dann doch schon etwas weiter vom Stadtkern entfernen. Innerhalb der Stadt ersetzte der Rodelschlitten eher den Kinderwagen, Kleinlastkarren oder ein kinderfreundliches Zug- beziehungsweise Schubgefährt.

Fielen die Frosttemperaturen gelegentlich unter 30 °C, so herrschten trockene Luft und Windstille vor. Dadurch war die Kälte auf der Haut weniger spürbar und die Gefahr unmerklich beginnender Erfrierungen stieg. Zu deren Vorbeugung schlangen besorgte Eltern ihren Kindern zusätzlich zur obligatorischen Pudelmütze ein langes, gestricktes Halstuch derartig um Kopf und Hals, so daß nur noch ein Spalt für die Augen freiblieb. „Eingepungelt“. Die eisige Außenluft sorgte dann sehr bald für einen weißen Rauschbart aus Eiskristallen, verursacht von der durch das Tuch ausgeatmeten feuchten Luft. Bekannte Spitzenwerte für Frosttemperaturen lagen um etwa -30 °C herum.

Die stärkeren Schneefälle hatten natürlich auch ihre Reize für uns Kinder. Riesige Schneeburgen bauen, phantasievolle Schneemänner „rollen“ oder auch Schneeballschlachten konnten zum wahrhaften Vergnügen auswachsen. Wie herrlich war es doch, in dem tiefen, weichen Schnee zu wühlen, sich darin zu wälzen!

Sichtlich müde, aber glücklich kam man nach Hause, die gesamte Kleidung zum „Entsetzen“ der Mutter über und über mit kleinen festgefrorenen Schneeknötchen bedeckt. Bekam man während des Spielens im Schnee die unvermeidlich nassen Füße, so wurde man angehalten, sofort heimzukommen: warmes Fußbad, umziehen, aber dann, wenn man es wollte, sofort wieder hinaus in den Schnee. Dermaßen hielten kluge Eltern ihre Kinder gesund und von dem Unwillen über etwa versäumte Stunden ungestörten Spielens frei!



Ein Tilsiter Wintertag mit reichlich Schnee. Hier der Schenkendorfplatz mit Blick in die Goldschmiedestraße. Die Gehwege sind teilweise schon freigeschaufelt. Bald werden die Pferdeschlitten kommen, um auch die Fahrbahnen zu räumen und die Schneemassen zur Memel abzutransportieren.

Die Dame im Vordergrund steht noch unschlüssig im Schnee. Ob sie erst jetzt merkt, daß sie mit ihren Halbschuhen keinen winterlichen Stadtbummel unternehmen kann? Vielleicht kehrt sie gleich in der Bäckerei Hermenau (links im Bild) ein, um ein „Halbfeines“ oder einige Pamel zu kaufen. Mag sein, daß sie anschließend nach Hause geht, um die langen Stiefel anzuziehen. Sie hat es nicht weit bis zu ihrer Wohnung, denn die befindet sich in der Goldschmiedestraße.

Einsender: Hans-Georg Hermenau

Schneeberge, selbst aufgehäuft oder durch Räumarbeiten aufgeschüttet, konnte man zu phantastischen Wohnstätten aushöhlen. Abends mit Wasser Übergossen, erhielten sie bis zum nächsten Tage eine nahezu bunkerhafte Festigkeit, wonach man obenauf noch eine mit Zinnen geschmückte „Burg“ zu bauen vermochte. Von dieser hohen Warte aus wehrte man vielleicht die verabredungsgemäß angreifenden Gegner mit einem Schneeballhagel ab. Benötigter Nachschub kam aus der darunter liegenden Eishöhle. Darin durften die kleinsten Mitstreiter - sicher vor Frost und Schneeballtreffern - aus den vorher deponierten „Vorräten“ die angeforderte „Munition“ formen und nach oben anreichen.

In einem noch friedlichen Jahr gab es das besondere Ereignis: Die Stadt Tilsit hatte - wahrscheinlich aus St. Petersburg/Leningrad (oder war es Moskau?) - eine Gruppe Eisbildhauer eingeladen. Diese modellierten in der Vorweihnachtszeit aus den zum Rand der Hohen Straße geräumten Schneewällen kunstvolle Skulpturen und Kolonnaden, welche durch Wasserbesprühung zu Eis wurden. Etwa in der Mitte des Hohe-Tor-Platzes hatte die Schneeräumung einen besonders großen Schneeberg aufgeschüttet. Daraus entstand ein prächtiges Märchenschloß aus Eis. So etwas Schönes und künstlerisch Gelungenes hatten die Tilsiter noch nie zuvor gesehen. Von jung und alt staunend betrachtet, blieben die Kunstwerke bis zum Tauwetter fast unbeschädigt erhalten. Anscheinend zollten auch die unverbesserlichsten Lorbasse dieser wahrhaft gekonnten Kunst ihre Achtung und uneingeschränkte Anerkennung.

Das „Patschwetter“ der frühlingstnahen Schneeschmelze gestaltete sich nicht nur für uns Kinder als die unerfreulichste Zeit des Winters. Donnernde Schläge des brechenden Eises hallten von der Memel her über die Stadt. Das schwere aufgetürmte Eis setzte sich langsam in Bewegung. Sprengungen erfolgten dort, wo man die Gefahr von Überstauungen des Wassers vermutete. Das städtische Bauamt überprüfte die massiven Pfeiler der Königin-Luise-Brücke wie auch die der Eisenbahnbrücke auf sicht- oder unsichtbare Schäden. Wie in einem überwältigenden Schauspiel strebte die anscheinend noch dichte, zerklüftete Eisschollenmasse mit zunehmender Gewalt dem Kurischen Haff zu, krachend von den Brückenpfeilern zerteilt. Das war auch die Zeit der im Leichtsinn allzu wagemutigen „Schollenspringer“. Sie suchten die Gefahr, und manche kamen leider in ihr um. Im Laufe mehrerer Tage oder gar Wochen glättete sich der Strom. Immer noch recht dicke Eisschollen schwammen zunehmend schnell vorüber, bis sie - stetig dünner werdend - der Memel ihre Schiffbarkeit zurückgaben.

Auf den Memelwiesen außerhalb des eigentlichen Flußbettes blieben langsamer abschmelzende Schollen zurück, denn der große Eisstau führte nahezu regelmäßig zu weitläufigen Überschwemmungen. In manchen Jahren nützten auch die dicken, hohen Bollwerkmauern vor der Stadt nicht mehr sehr viel. Dann drangen Hochwasser und Eisschollen bis in die flußnahen Straßen vor.

Mit Beginn des endgültigen Tauwetters wurden auch die Schneewälle an den Straßenrändern beseitigt. Auf große Lastwagen geladen, fuhr man den Räumschnee einfach zum Memelufer und kippte ihn in den Fluß ab. Eine Umweltverschmutzung war das aber nicht, denn Salz war kaum gestreut worden, und Autos gab es nur sehr wenige. Höchstens einige zufällig im Räumschnee verbliebene Pferdeäpfel versuchten erfolglos die Memel zu „verseuchen“!

Pferdeäpfel wurden nämlich nicht nur von den Spatzen geliebt, sondern auch als beste Düngung für die Erdbeerbeete der Hausgartenbesitzer hoch geschätzt.

Als einen gewissermaßen festlichen Abschluß der Winterzeit, so stellten sich die Maskenbälle dar: privat oder öffentlich, beispielsweise in der Bürgerhalle, feierte Tilsit bis zum Kriegsausbruch eine fröhliche „Fastnacht“. Am Rosenmontag mochten wohl die Kinder in so mancher Schulklasse an die Wandtafel geschrieben haben:

Fastnacht feiern Katz' und Maus  
und „Schuppenis“ gibt's in jedem Haus.  
Herr Lehrer, wir bitten uns Ferien aus!

Soweit auch die Erinnerung reichen mag, schulfrei gab es trotzdem höchstens für die letzte Stunde. Aber das „Schuppenis“, eine Art von Kartoffel-Erbsenbrei mit einer Soße aus gebratenem Speck und Zwiebeln sowie der Beilage von „Bauchstück“ oder Pommerscher Wurst (Fleischwurst), nun ja, das gab es dann wohl doch in manchen Familien als Mittagsmahlzeit.

Rudolf Kukla

## Grenzenlos

Einmal noch  
sich schmücken dürfen  
mit den Nebelschleiern  
über den Memelwiesen.

Einmal noch  
sich betten können  
in den Abenddüften  
von Gras und herben Kräutern.

Einmal noch  
den Fluß durchschwimmen  
und um Ankunft wissen  
in einem gleichen Leben.

Annemarie in der Au

## Erinnern heißt: Gutes bewahren

An einem grauen Dezembertag, wenige Tage vor dem Weihnachtsfest, las ich diesen Ausspruch in einem bestimmten Zusammenhang, und der 24. Dezember eines früheren Jahres tauchte da plötzlich aus der Erinnerung auf.

Wir wohnten in der Stiftstraße in jenem langen Wohntrakt mit sieben Eingängen, der sich von der Oberbürgermeister-Pohl-Promenade bis zur Großen Gerberstraße erstreckte.

Es lag noch kein Schnee, aber seit einigen Tagen hatte es leicht gefroren. Die Geschäftigkeit in den Straßen hatte sich gelegt, in den Wohnungen herrschte dagegen noch lebhaftes Treiben, denn die letzten Vorbereitungen zur weihnachtlichen Bescherung wurden getroffen. Dies mag wohl auch der Grund dafür gewesen sein, daß sich am frühen Nachmittag vor unserem Wohnblock mehrere Jungen zusammenfanden. Wir wurden wahrscheinlich von unseren Eltern hinausgeschickt, um beim Verpacken der Geschenke nicht zu stören.

Grau war der Himmel schon in den Morgenstunden. Gegen Mittag brannten bereits die Gaslaternen. Als wir Bowkes uns auf der Straße trafen, war es fast dunkel, aber nicht die Dunkelheit des Abends kündigte sich vorzeitig an, sondern eine tiefhängende, geschlossene Wolkendecke bewirkte diese Düsterkeit. Eine fast unheimliche Stille war eingetreten, kein Windzug, keine Geräusche. Auch wir Kinder verhielten uns ruhiger als sonst, als ob wir auf etwas warteten.

Dann begann es ganz leicht zu schneien. Keine Schneeflocken, sondern feiner Stiemschnee rieselte auf uns herab. Mit zunehmender Dichte setzte nun auch spürbarer Wind ein, der uns den feinkörnigen Schnee ins Gesicht trieb. Diese Wetterwendung ließ auch uns wieder lebhafter werden, und als jemand vorschlug, doch einmal das Eis auf dem „Teich“ zu prüfen, ob es vielleicht schon halte, liefen wir dort hin.

Eine im wahrsten Sinne des Wortes spiegelglatte Eisfläche glänzte uns entgegen - und sie hielt! Zuerst vorsichtig, aber dann mit immer mehr Schwung schorrtten wir über das Eis. Es knackte und krachte mächtig, und lange weiße Risse bildeten sich in der Eisfläche. Ein kleiner Schubs nur, und der andere lag auf dem Bauch, rutschte auf dem Bauch oder der Kehrseite weiter. Das gegenseitige Herunterholen von den Beinen war unser größtes Vergnügen. Wir Jungen von der Stiftstraße konnten wahrscheinlich den Anspruch erheben, in jenem Jahr die ersten auf dem Eis gewesen zu sein. Für mich gab es danach eine weitere Abwechslung. Mein Bruder hatte in Schwedenfeld ein Kolonialwarengeschäft mit angeschlossener Gastwirtschaft. Seit einigen Jahren erfolgte die Bescherung am Heiligabend innerhalb seiner Familie. Wir, meine Mutter, meine Schwester und ich, mußten also, bepackt mit den Geschenken, nach Schillgallen (so hieß früher Schwedenfeld) fahren.



Der Eisspiegel auf dem Schloßmühlenteich reizt auch die heutige Jugend zu winterlichen Aktivitäten. Die Aufnahme entstand im Januar 1995. Foto: Jakow Rosenblum



Dieser Wohnblock in der Stiftstraße/Ecke Große Gerberstraße mit den Hausnummern 12 bis 12f wurde einst für kinderreiche Familien errichtet. Hier wohnte auch der Autor dieses Artikels. Das Foto entstand im Frühjahr 1995. Foto: Ingolf Koehler

Zuerst ging es über die Clausiusstraße zum Hohen Tor. Von dort fuhren wir mit unserer „Elektrischen“ über Stolbeck und Splitter bis zur vorletzten Haltestelle Ecke Splitterer Straße/Schillgaller Straße und Graf-Keyserlingk-Allee. Gegenüber lag das Kolonialwarengeschäft Fedrowitz

Uns erwartete nun noch ein Fußweg von etwa 15 Minuten auf der Schwedenfelder Straße. Inzwischen hatte es angefangen kräftig zu stienen. Die ersten Schneewehen hatten sich auf der Straße gebildet, durch die wir bei völliger Dunkelheit mit unseren Paketen und Taschen stampfen mußten. Straßenbeleuchtung gab es in dieser Straße nicht. Oft versanken wir bis zu den Knien im Schnee. Aus den 15 Minuten Fußweg wurde eine halbe Stunde, doch wir erreichten schwitzend, aber wohlbehalten unser Ziel.

Die zeitweilige Stille dieses 24. Dezember, das Herumtollen auf dem Eis, der Fußmarsch in Schillgallen - keine weltbewegenden Ereignisse aus meiner Jugendzeit, doch unvergeßliche Erinnerungen an unsere Heimatstadt im Winter.

Ich bin sicher, daß vielen Tilsitern die Namen in meiner kurzen Schilderung vertraut sind, und sie meine Wege in der Erinnerung nachgehen können.

Reinhold Haasler

## In memoriam Realgymnasium

Jeder Mensch hat zu bestimmten Tagen, Ereignissen eine besondere Beziehung. Oft zeigt sich im nachhinein für ein Erlebnis ein tiefer Sinn, wird richtungsweisend für die Zukunft oder gewinnt sogar Symbolcharakter. „Nomen est omen“, sagten schon die alten Römer: Namen sind Zeichen!

Solche Tage habe ich im Juli 1944 erfahren. Richtig, am 3. 7. 1944 begannen die Sommerferien. Wir Schüler der Oberschule für Jungen (Realgymnasium) schieden voneinander, in vielen Fällen für immer. Ich erinnere mich, wie ich mit dem Fahrrad lossauste, auch froh darüber, daß zwei oder drei Zensuren besser als erwartet ausgefallen waren. Über die Holzbrücke ging's in die Wasserstraße bis zur Hohen Straße. Wohin wollte ich eigentlich? Ich weiß es nicht mehr, denn mein üblicher Nachhauseweg war das nicht. Wollte ich in der Memel baden? Vor mir fuhr ein Lastkraftwagen mit Kastenaufbau. So radelte ich hinterher und vergaß, daß die Hohe Straße vorfahrtberechtigt war. Also, der Lkw stoppte, ich konnte nicht rechtzeitig anhalten, rutschte etwas unter die Holzplanke. Aber mein armer Kopf, meine Schultern, mein Brustkorb? Hart schlug ich auf, heftiger Schmerz ernüchterte mich schrecklich. Glücklicherweise ging dieser Auffahrunfall glimpflich aus, weil kein Körperschaden zurückblieb, aber die Begeisterung über Zeugnis und Ferien waren endgültig dahin.

Gut drei Wochen später, am 27. 7. 1944, brannte die Oberschule „überm Teich“ bei einem Luftangriff aus. Irgendwie hatte ich davon gehört, aber niemand schien sich mehr dafür zu interessieren. Verständlich, denn in der Zwischenzeit waren so viele Wohnhäuser vernichtet worden. Entscheidend



Das Realgymnasium. Die Fahne auf dem Dachturm ging nicht mehr hoch.

Modell von Alfred Pipien

für die damalige Haltung aber war die Tatsache, daß niemand wußte, ob er morgen noch leben würde. Bei mir muß es daher Langeweile gewesen sein, daß ich mit dem Fahrrad in die Moltkestraße fuhr. Ganz alleine stand ich auf dem großen Schulhof und schaute zu dem ausgebrannten Gemäuer hoch. Meinen Eindruck hat Schiller so in seiner „Glocke“ ausgedrückt: „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen und des Himmels Wolken schauen hoch hinein!“

Und was habe ich wohl noch empfunden? Wahrscheinlich habe ich nur innerlich und sachlich festgestellt: Nun ist sie - die Schule - hin oder so ähnlich. Plötzlich fiel mir ein, wie es am 3. 7. 1944 an dieser Stelle gewesen war.

Oberstudienrat Kerner hatte zu den Schülern gesprochen, die im offenen Karree mit Front zum Schulgebäude angetreten waren. Dabei erwähnte er, daß die Dauer der Schulferien nicht feststände, wohl aber mit drei Monaten Pause zu rechnen sei. Dann begann die vorgeschriebene Zeremonie. Kommandos erschollen. „Zur Flaggenparade ... die Augen links!“ Und für den Hausmeister, der auf dem Turm des Daches stand, um die Fahne hochzuziehen, diese Weisung „Heißt Flagge“. Gleichzeitig setzte der Gesang des „Deutschlandliedes“ ein. Bei den Worten .....bis an die Memel . . ." war ich mir stets bewußt, daß ich genau an dieser äußersten Linie unseres Vaterlandes stand. Ich kannte die tragische Lage meiner Heimat aufgrund der Erzählungen meiner Großeltern über den Russeneinfall im ersten Weltkrieg 1914.

Wir sangen und schauten zum Turm hoch, aber die Fahne bewegte sich nicht nach oben, kam nicht hoch. Was hatte das zu bedeuten? In der kurzen Atempause zum zweiten Lied wußten es dann alle. Der Hausmeister rief aufgeregt und laut nach unten: „Herr Direktor, Herr Direktor, die Fahne geht nicht hoch.“ Unser Kommentar? Ein Lachschrei aus Hunderten von Jungen-

kehlen. Dann sangen wir befehlsgemäß „Die Fahne hoch ...“ Aber auch das nützte nichts mehr, unser Singen war vergeblich. Die Fahne hat uns ganz offensichtlich ignoriert, sie bewegte sich nicht bis zum Schluß, blieb wie ein fauler Sack ganz einfach hängen. Nur der lange, karge Fahnenmast ragte wie zum Hohn in den Himmel.

Eine kuriose Szene. Ob die Fahne dieses Ende geahnt hatte? Blödsinn! Das Fahnenspiel des Hoch- und Runterziehens war endgültig aus, denn auch der hölzerne Turm war verbrannt, vielleicht auch die Fahne. Ich stand da und dachte nach. Wie würde alles weitergehen? Das Ende konnte ich mir nicht vorstellen. Aber am 19. 10. 1944 war Tilsit bereits Frontstadt und die Memel Hauptkampflinie. Drüben lagen die Russen, bereit zum großen Sprung nach Westen.

Helmut Daniel

## Nachkriegsjahre in Tilsit

Es ist nicht einfach, Gesprächspartner zu finden, die zu jenen Deutschen gehören, die nach dem Kriege bis zur Aussiedlung im Jahre 1948 in Tilsit lebten. Informationen über diese Jahre sind nur spärlich vorhanden. Es waren schwere Jahre, und die Betroffenen sprechen nicht gerne darüber. Aber ihre Erinnerungen stellen ein Kapitel bewahrenswerter historischer Vergangenheit dar und verdienen festgehalten zu werden.

Hans Dzieran hat sich dieser Aufgabe angenommen. Auf der Suche nach Zeitzeugen hat er ihre Erzählungen und Erlebnisberichte zusammengefaßt und als ein Stück Zeitgeschichte unserer Heimatstadt Tilsit aufgeschrieben.

In unserem heutigen Rundbrief veröffentlichen wir, was ihm **H o r s t R u d d a k i e s**, jetzt wohnhaft im sächsischen Burgstädt, erzählt hat.

Wir wohnten damals in der Siedlung an der Graf-Keyserlingk-Allee. Mein Vater hatte ein Fuhrwerk, damit sind wir auf die Flucht gegangen. Wir kamen aber nur bis Rauschen. Dort überrollte uns der Russe. Ich wurde festgenommen und gelangte mit einer Kolonne von Zivilgefangenen nach endlosem Fußmarsch über Wehlau, Insterburg, Skaisgirren wieder nach Tilsit.

Hier waren wir die ersten Wochen in bewachten Wohnhäusern in der Nähe des Mühlenteichs. Ich gehörte zum Wasserkommando. Zu acht Mann schoben wir einen alten Jauchewagen zum Teich und schöpften ihn mit einer Eimerkette voll. Das Wasser hatte einen entsprechenden Beigeschmack, aber anderes Wasser gab es nicht, genausowenig wie Licht. Dann wurde ich zum Freiräumen der Deutschen Straße und zur Instandsetzung der Eisenbahnbrücke eingesetzt. Der Haß auf die Deutschen war noch frisch und prägte unsere Behandlung. Die Posten trieben uns ständig zur Eile an, obwohl wir uns kaum auf den Beinen halten konnten. Um an der Brücke eine Rampe aufzuschütten, mußten wir jeweils zu zweit auf hölzernen Tragen im Trab unter ständigem „Dawai, Dawai“ Erde heranschaffen. Besonders den Frauen fiel es schwer, das verlangte Arbeitstempo durchzuhalten.

Die Behandlung änderte sich erst, als die Armee uns nach einigen Monaten an die zivile Arbeitsverwaltung übergab. Man hatte nämlich beschlossen, die Zellstofffabrik wieder in Gang zu bringen und brauchte dringend Arbeitskräfte. Die Deutschen, die dorthin verpflichtet wurden, mußten in die Häuser entlang der Stolbecker Straße einziehen, um sie konzentriert unter Kontrolle zu haben. Ich durfte mich aber von da ab frei bewegen und freute mich über die wiedergewonnene Freiheit; ich war doch erst 16 Jahre alt und wollte vom Leben etwas haben.

In der Zellstofffabrik hatte ich großes Glück. Da ich mit Pferden umgehen konnte, ernannte mich der russische Direktor zu seinem persönlichen Kutscher. Eine noble Kutsche mit zwei Apfelschimmeln stand zu seiner Verfügung, und er war sehr stolz darauf. Der Fuhrpark befand sich hinter dem Straßenbahndepot. Hier standen in langen Remisen die Pferdewagen in Reih und Glied ausgerichtet. In den Ställen, die wohl früher zur Dragonerkaserne gehörten, waren an die 80 Pferde. Jeden Morgen lief ich nun die Stolbecker Straße entlang zum Fuhrpark, spannte an und fuhr zur Wohnung des Direktors an der Hohen Straße, um ihn in die Zellstofffabrik zu bringen. Mittags kutscherte ich ihn zum Essen nach Hause und wieder zurück. Abends wartete ich, bis er Feierabend hatte. Mehrmals täglich fuhr ich auf diese Weise die Kleffel-, Bahnhof- und Hohe Straße entlang und sah das triste Leben in unserer einst so schönen Stadt. Leben pulsierte nur auf dem Basar, wo mit allem möglichen gehandelt wurde. Er war täglich in Betrieb. In den freien Stunden, in denen mich mein Chef nicht brauchte, stromerte ich viel auf dem Basar herum. Wer Rubel hatte, konnte kaufen, vor allem auch Brot, das ein begehrter Artikel war.

Zum Glück steckte mir mein Chef jeden Abend immer ein Kommißbrot zu, und manchmal durfte ich bei ihm auch zu Mittag essen. Er war mir, der ich in Tilsit nun ohne Eltern war, recht zugetan, weil er seinen eigenen Sohn verloren hatte. Der war von einem Militärauto überfahren worden. Ich stand gewissermaßen unter seinem väterlichen Schutz, besonders wenn ich Schwierigkeiten mit den Russen bekam. Einmal waren wir in Ragnit zu einer Tagung in der dortigen Zellstofffabrik. Die auf ihre Chefs wartenden und sich langweilenden russischen Kutscher wollten mir, als sie mich als Deutschen identifiziert hatten, an die Gurgel. Erst das Einschreiten meines Chefs rettete mich vor dem Ärgsten. Der Fuhrpark-Leiter beauftragte mich manchmal mit zusätzlichen Fahren - natürlich nicht mit dem Schimmelgespann -, wenn russische Zivilarbeiter Abfallholz aus der Zellstofffabrik nach Hause gefahren haben wollten. Mit dem Auf- und Abladen hatte ich nichts zu tun. Als Dank gab es etwas zu essen oder ein paar der knappen Rubel.

Eines Nachmittags, ich hatte etwas zeitiger Feierabend und meine Pferde gerade versorgt, kam der Fuhrpark-Leiter und erteilte mir den Auftrag, mit einem Kastenwagen zum Krankenhaus zu fahren. Eine Russin war bei der Entbindung gestorben. Der offene Sarg wurde aufgeladen, und ab ging es in Begleitung der Trauergesellschaft zum Waldfriedhof. Dort stellte sich her-



Dieser Wohnblock wurde einst von der Tilsiter Baugenossenschaft GmbH für die Familien der Tilsiter Zollbeamten errichtet. Der Wohnblock befindet sich in der Metzstraße.

Einsenderin: Hilde Marquardt



Das Haus der Tilsiter Zöllner wurde hinter hochgewachsenen Bäumen wiederentdeckt. Die Metzstraße heißt heute Ljermontowastraße.

Foto: Ingolf Koehler

aus, daß kein Grab ausgehoben war. Nach längerer Debatte wurden Spaten und Hacken besorgt, und ich sollte mitschaufeln. Dazu hatte ich jedoch nicht die geringste Lust und machte mich dünne. Es zog mich hinüber zur benachbarten Pferderennbahn und zu unserem früheren Siedlungshäuschen in der Gnesener Straße. Hier wohnten überall Russen. Als ich auf den Friedhof zurückkam, war die Beerdigung beendet, und die Trauergesellschaft mitsamt Pferden und Wagen verschwunden. Der Schreck war groß. Mit schlechtem Gewissen schlich ich abends zum Fuhrpark und spähte durch den Zaun, ob das Gespann wieder an Ort und Stelle war. Es war tatsächlich abgeliefert, aber eben nicht von mir, der ich die Verantwortung trug. Das Donnerwetter folgte am nächsten Morgen. Zur Strafe durfte ich einen Tag nicht fahren, sondern mußte die Ställe ausmisten. Ich war noch recht glimpflich davongekommen.

Inzwischen stand der dritte Winter vor der Tür. Ich hatte mich mit meinem Schicksal abgefunden und glaubte, wie viele meiner Landsleute, nicht mehr an ein Leben in Deutschland. Wir schienen verloren und vergessen zu sein. Es gab keinerlei Informationen, weder über Zeitung noch Radio und in deutscher Sprache schon gar nicht.

Dann plötzlich wurden die ersten Deutschen zum Abtransport bestellt. Mein Chef wollte mich unbedingt dabehalten, sprach vom Leben in Deutschland auf Kartotschka in düsteren Farben und stellte sogar meine Adoption in Aussicht, aber das wollten weder ich noch die russischen Behörden. Und so stand ich eines Tages im Frühjahr 1948 auf dem Tilsiter Bahnhof. Mein Chef war zum Abschied auf den Bahnsteig gekommen. Mehrere Güterwagen mit Tilsitern rollten langsam unter dem Viadukt hindurch, die Putschine entlang und weiter über Labiau nach Königsberg. Hier filzte man uns gründlich und erleichterte die spärliche Habe ein letztes Mal. Mit einem Reichsbahnzug auf Normalspur gelangten wir endlich nach Pasewalk und dann nach Heiligenstadt in Thüringen ins Quarantänelager.

## Weitere Kunstgegenstände der Deutschordenskirche gerettet

Mit Räumung der Stadt Tilsit im Oktober 1944 wurden auch technische Einrichtungen und Kunstgegenstände geborgen und gen Westen abtransportiert. Ziel vieler Gegenstände war Braunsberg. Das weitere Schicksal des Transportgutes blieb ungeklärt.

40 Jahre später hat man im polnischen Teil Ostpreußens in Kisten verpackte Einzelteile eines Altars entdeckt. Eine ehemalige Tilsiterin identifizierte sie als Teile des Altars der Tilsiter Deutschordenskirche. Bald konnte man feststellen, daß alle Teile, bis auf ein Gemälde, vollständig vorhanden waren. Mit Hilfe von alten Fotos gingen polnische Restauratoren daran, den Altar zu rekonstruieren und zu restaurieren. Im 19. Tilsiter Rundbrief wurde darüber berichtet. Bereits im 20. Rundbrief konnte der Altar im neuen Glanz



Aufgrund von Aufzeichnungen und persönlichen Erinnerungen handelt es sich hier mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit um den einstigen linken Beichtstuhl der Tilsiter Kirche. Besonderes Merkmal hierfür sind die beiden Rundbogengemälde.

und fertig montiert auf einem Foto vorgestellt werden. Der Altar befindet sich seit 1990 in der Stadtkirche zu Bartenstein (heute: Bartoczyce).



Der einstige rechte Beichtstuhl mit nur einem Rundbogengemälde. Bezogen auf die Tür, dürften die Beichtstühle eine Höhe von rd. 5,50 m haben. Hier besichtigen ehemalige Tilsiter die Bartensteiner Kirche.

Fotos: Hadumod Arps

Inzwischen konnten einige tausend deutsche Touristen den Altar an Ort und Stelle bewundern. Zu ihnen gehören insbesondere die ehemaligen Tilsiter, die an den Bus-Sonderreisen der Stadtgemeinschaft Tilsit und der Schulgemeinschaft der Königin-Luisen-Schule teilnahmen. Teilnehmerin einer Reisegruppe dieser Schulgemeinschaft war auch Frau Hadumod Arps, die heute in der Nähe von Hamburg wohnt. Sie konnte berichten, daß sich seit etwa zwei Jahren nunmehr auch zwei Beichtstühle in der Bartensteiner Kirche befinden, die als die Beichtstühle der Deutschordenskirche wiedererkannt wurden. Diese Beichtstühle befanden sich früher zu beiden Seiten des Hauptaltars. Sie sind erkennbar auf der Innenaufnahme der Kirche, abgedruckt auf Seite 10 des 20. Tilsiter Rundbriefes. Auch diese beiden Relikte aus Tilsits Vergangenheit befinden sich dank der hervorragenden Arbeit polnischer Restauratoren in einem ansehnlichen Zustand.

Harry Goetzke, dem langjährigen und engagierten Mitautor des Tilsiter Rundbriefes, fiel es anhand der Fotos ebenfalls nicht schwer, diese Relikte als die Beichtstühle der Tilsiter Deutschordenskirche zu identifizieren. In der vom ostpreußischen Provinzial-Landtag 1895 herausgegebenen Broschüre „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen“ heißt es u.a.: „Zwei Beichtstühle rechts und links vom Altar, beide vom Bürgermeister Andreas Coppius 1638 gestiftet. Über die Inschrift in lateinischen Majuskeln und der erste Buchstabe jedes Wortes größer als die anderen: „Anno 1638 hat der wohlehrenveste, vorachtbahre nahmhafte und wolweise Herr Andreas Coppius wohlbedienter Bürgermeister Churfirstlichen Stadt Tilsitt dies beide Stühle Gott zu Ehren gestiftet und schnitzen lassen.“ Daneben steht: „Anno 1662 hat der ehrenvste und wollgeachtete Meister David Eisenbletter Bürger, Kuchen und Loosbecker diese beyde Stühle Gott zu Ehren stafieren und malen lassen.“

Ingolf Koehler

## Grüße aus Amerika

Liebe Landsleute, nachdem ich im 16. Tilsiter Rundbrief in einem kurzen Bericht meine erste Freude zum Ausdruck gebracht hatte, daß die Erinnerung an Tilsit weiter gepflegt wird, soll dieser Artikel für die noch ältere, lebende Generation wieder weitere Erinnerungen wachrufen. Gerade deswegen, weil wir seit etwa 1990 reichlich aufgrund der veränderten Situation mit Reiseberichten versorgt worden sind, darf unser schönes, altes Tilsit nicht in Vergessenheit geraten!

Am 1. April 1937 begann meine Lehrzeit. Am Tage davor brachten mich meine Eltern im Opelwagen mit „Sack und Pack“ nach Tilsit. Die Schmiede befand sich in der Gartenstraße Nr. 9 gegenüber der Gasanstalt. Mein Lehrmeister Emil Stepputat war streng und nahm es sehr genau, er lachte selten und dann nur kurzfristig. Wer „nicht bei der Sache war“ (wie er sich ausdrückte), dem wurden zur Ermunterung die Ohren langgezogen. Im Falle von Frechheit oder Lügen gab's Ohrfeigen. Um 10 Uhr mußten wir zu Hause

sein. Das mag heutzutage hart scheinen, hat mir aber nicht geschadet. Im Gegenteil: Es ist ein guter Weg, um jungen Menschen Zucht und Ordnung beizubringen. Früh am Morgen weckte uns die Sirene der Gasanstalt. Als erstes wurde auf der Esse das Feuer angeblasen. Im Winter, wenn es kalt war, war das nicht leicht. Oft, besonders wenn es geschneit hatte, warteten schon die Fuhrhalter mit ihren Pferden, damit diese scharf beschlagen werden sollten. Zu dem Zweck sind die Hufeisen mit H-Stollen versehen, um auf glatter Straße einen Sturz zu verhindern.

Mit bockigen oder böartigen Pferden hatte der Meister kein Erbarmen. Dann mußte er den Gaul erst einmal „lammfromm“ prügeln. Zu dem Zweck gab's Hiebe mit dem Ochsenziemer, wobei der Meister mit weniger schönen Worten wie Krät und Kuijel das Pferd benannte, das die Worte mit angelegten Ohren zur Kenntnis nahm.

Es soll hier auf keinen Fall der Eindruck entstehen, daß der Meister ein Monster war. Er hatte auch gute Eigenschaften, die ihm zum Vorteil angerechnet werden müssen. So war er, was Erziehung und Ausbildung betrifft, wohl streng, aber auch ein erstklassiger Fachmann, der seine Lehrlinge mit bestem Wissen und guten Kenntnissen ausrüstete. Diesbezüglich kann gesagt werden, daß er sein Fach beherrschte. Im ersten Weltkrieg hatte er als Fahnschmied viel Erfahrung gesammelt, speziell über Krankheiten und Deformationen des Hufes.

Natürlich hatten wir auch unseren Spaß. Ein älterer Mann ging von Hof zu Hof und spielte auf einer Handharmonika den Marsch „Alte Kameraden“. Davon war mein Meister immer sehr gerührt, und ich mußte dem Musikanten

25 Pfennige von ihm geben. Der Meister gebrauchte Schnupftabak. Nachdem er eine Prise genommen hatte, hing an seiner Nasenspitze ein brauner Tropfen. Der funkelte, vom Feuer reflektiert, wie ein Diamant. Wenn die Dose leer war, mußte ich ein neues Päckchen „Dittballe“ vom Tabakhändler Hunk holen. Dessen Geschäft befand sich einige Häuser weiter in der Hohen Straße. Beim Schmieden stöhnte der Meister bei jedem Hammerschlag. Der Nachbar Naujoks von der Schleiferei und Verchromung fragte ihn: „Emilke, wat stähnst?“ Der Meister: „Stähn eck nich, so glo' wes nich.“ Lehrjahre sind keine Herrenjahre, sie waren aber interessant. Es kommt im Leben immer darauf an, was man aus der jeweiligen Situation macht und was man daraus lernt. Da war ein Kutscher von der Firma Welz und Neitz. Der hatte die Gewohnheit, die Hinterbeine des Pferdes von innen aufzuhalten, das heißt, das rechte von links oder umgekehrt. Nun hatte es wahrscheinlich Grünfutter gegeben, der schwere Gaul hob den Schwanz - und der nasse grüne „Segen“ ergoß sich bei dem Mann vom Scheitel bis zur Sohle! Wir bogen uns vor lachen! Der Mann kam nicht aus der Fassung, zog das Hemd aus und wusch es in der Regentonne. Nachdem er es gründlich ausgewrungen hatte, zog er es wieder an und sagte: „Et wer sowieso Tid, dat Hemd to wasche.“ Die Frau Meister sammelte das Wasser zum Wäsche waschen (Regenwasser ist weich), nun war es noch dazu grün gefärbt.

Aber das Schönste kam noch: Der Meister hatte den Vorfall nicht mitbekommen, er kam mit dem rotwarmen Hufeisen aus der Schmiede, um es auf den Huf aufzubrennen. Er fragte, worüber wir lachen? Wir sagten: „Über nichts.“ Darauf sagte der Meister: „Ju lache äwer jeden Schiet.“ Daraufhin platzten wir Lehrjungen heraus und schrieten vor lachen, einschließlich der Kutscher, denn das stimmte im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Schmiedeinnung war in Tilsit stark vertreten. In der Stadt befanden sich etwa zwölf Werkstätten, außerhalb weitere, denn anhand einer Liste von 1930 sind 19 Namen aufgezeichnet. Obermeister war David Lengies (Ankerschmiede), Deutsche Straße 16. Bezüglich einer Ausstattung solcher Werkstätten, kann hier aus Platzmangel nicht näher eingegangen werden. Oft denke ich an das Gedicht „Ehre der Arbeit“ von Freiligrath: „Wer den wucht'gen Hammer schwingt. . .;“ So durften *wir* am pulsierenden Leben der Stadt Tilsit mitwirken und folglich auch Anteil haben. Außer der Schmiede befanden sich auf dem Hof die erwähnte Schleiferei, ferner eine Tischlerei, Inhaber waren Nickel & Paap, auch eine Porzellanfabrik vor meiner Zeit. Hausmeister war Herr Keser, später Herr Rasemowitz. Wie schon im 16. Rundbrief berichtet, befand sich im Haus Hohe Straße 63 Kaiser's Kaffeegeschäft, erste Etage Zahnarzt Dr. Jakobs, zweite Etage Dr. Schmeer, dritte Etage Foto-Gross, bei dem damals zwei Mädchen ihr Pflichtjahr machten und täglich über unseren Hof mit dem Fahrrad fuhren. Wie sich herausstellte, war die eine die uns bekannte Autorin Agnes Dojan, die das Buch „Memelkinder“ geschrieben hat. Nachdem sie meinen ersten Bericht las, kamen wir in Verbindung - eine kleine Welt!

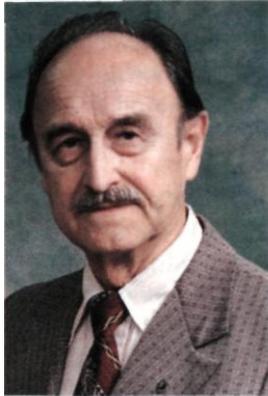
Manchmal kam ein damals schon älterer Herr zu uns, der sich mit dem Meister unterhielt. Er war stets korrekt gekleidet, im Gehrock, hohen Kragen (Vatermörder) und Blutblase. Wenn er erschien, duftete es ganz vorzüglich, denn er rauchte immer eine gute Zigarre. Soweit ich mich erinnere, war er der Inhaber einer Möbelfabrik in der Fabrikstraße. Es war Herr Kehler, er wurde aber mit Herr Kommerzienrat angeredet. Auf keinen Fall soll ein „Stiller im Lande“ (oder Stadt) vergessen sein, der zwei Häuser westlich seine Werkstatt hatte. Es war der Schuhmacher Quell, dessen Schild bescheiden in der Hohen Straße neben dem „Capitol“ hing. Ich saß manchen Abend bei ihm und hörte ihm zu, während er die Schuhe besohlte. Oft brachte ihm seine Frau mit der hübschen Tochter warmes Essen. Der Mann verfügte über ein umfangreiches Wissen, von dem ich profitierte.

Als ich an einem Sonntagnachmittag im Sommer 1939 mit meinem Freund Eduard Buchholz in der Memel schwamm, sahen wir eine Menschenmenge, wir hörten, daß ein junges Paar ertrunken war. Am Montag erfuhr ich, daß es einer meiner Freunde war, der seine Verlobte retten wollte und dabei mit ihr ertrank. Das ging uns allen sehr nahe, denn Hermann Bahr war ein lieber, immer hilfsbereiter Mensch; er war Maurergeselle.

Hier die Namen meiner Lehrkollegen: Alfred Monka, Westfalen; Herbert Kallweit, Tilsit; Max Willemeit, Trappönen (sein Vater war Boydakschiffer);

Bruno Reimann, Tilsit (sein Vater war Fuhrhalter, von dem ich das Trompetenspielen lernte; mehrere seiner Söhne waren Militärmusiker). Sie sind alle im Osten gefallen. Weitere Namen: Heinz Laschinski, Schmiede Bender, Hohe Straße 86; Walter Passargus, Schmiedemeister Krieg (Fachschullehrer), Marienstraße 16; Fritz Winszus, Kurt Plettau, Klimkeit, Rudat. Einen lustigen Schmied namens Semmling traf ich 1941 in der Marineschule Wesermünde wieder, das war eine Freude. Er wurde nach dem Lehrgang zum Schlachtschiff „Bismarck“ abkommandiert, die drei Monate später sank. Ich hoffe, daß dieser Beitrag sowohl Erinnerung als auch Freude auslöst. Seitdem sind umwälzende Veränderungen auf vielen Sektoren zuwege gebracht worden. Ist die Menschheit wirklich glücklich? Jedem irdischen Werk haften Schwächen an, schon deswegen, weil der Mensch ohne Gott korrupt ist.

Wenn wir an früher denken, dann erinnern wir uns auch dessen, was unsere Voreltern glaubten, die dem Herrn Jesus die Treue hielten. Die Tilsiter waren doch christlich. Das beweisen schon die vielen Kirchen, die regen Zuspruch hatten. Auch ich sang im Chor der Baptistengemeinde in der Rosenstraße Gott zur Ehre. Herzlich Grüße und Gott befohlen!



Otto Reichert

Otto E. Reichert  
USA

Milkereit, Georg, Mittelstraße 29/30  
Millbrett, August, Fleischerstr. 15  
Nobereit, A., Stolbecker Str. 114  
Pauluweit, Fritz, Ragniter Str. 35  
Stepputat, Emil, Gartenstraße 9  
Tommofeit, Karl, Dorfstraße 22  
Wallner, Wilh., Dwischacken 100  
Weege, Ludwig, Garnisonstr. 28  
Widdrat, Franz, Schillgallen 22  
Zander, Julius, Am Anger 10

## Schmiedewerkstätten

1939

1930

Bender, Heinrich, Hohe Straße 86  
Borrmann, Emil, Senteinen 14  
Endrejat, Jakob, Schulstraße 23  
Jurrat, Albert, Ragniter Straße 70  
Krieg, Paul, Marienstraße 16  
Lengies, David, Deutsche Str. 30  
Mekelberger, M., Splitterer Str. 31  
Mertins, Otto, Kastanienstraße 5  
Mikat, Albert, Stolbecker Str. 103

Bender, Heinrich, Hohe Straße 86,  
Ruf 30 12  
Bogdahn, A., Splitterer Str. 30/31  
Jurrat, Albert, Ragniter Straße 72  
Krieg, Paul, Marienstraße 16  
Lengies, David, Deutsche Str. 30,  
Ruf 32 61  
Mertins, Otto, Kastanienstraße 5  
Pauluweit, Fritz, Ragniter Str. 35  
Stragies, Martin, Splitterer Str. 43

## Wiedersehen mit Tilsit nach 50 Jahren

Am Dienstag, dem 2. 8. 1994, um 6.30 Uhr starteten wir unsere Reise nach Tilsit, meiner Geburtsstadt, die ich am 6. 8. 1944, meinem 9. Geburtstag, verlassen mußte.

Die Reise begann in Wuppertal-Barmen in zwei bequemen Reisebussen und dauerte zwei Tage. Ein Omnibus fuhr nach Königsberg und der andere nach Ebenrode.

Nach einer Übernachtung in einem Hotel in Bromberg, ging die Fahrt am anderen Morgen nach dem Frühstück weiter. Wir durchfuhren das südliche Ostpreußen. Hügel, Täler, Seen und viele Störche prägen die Landschaft. Über Osterode, Allenstein, Heilsberg und Bartenstein erreichten wir den Grenzübergang „Besledy“ in das Kaliningrader Gebiet. Auf der anderen Seite der Grenze erwartete uns ein Taxi, das uns nach Tilsit brachte, denn mein Mann und ich waren die einzigen Fahrgäste im Königsberger Omnibus, die nach Tilsit wollten. Der Taxifahrer, ein ehemaliger russischer Offizier, sollte uns zum Hotel „Tilsiter Hof“ fahren. Er wußte selbst nicht, wo das Hotel war. Nach einer zweieinhalbstündigen Fahrt kamen wir um 19.50 Uhr im Hotel an. Es liegt in der Fabrikstraße, gegenüber der ehemaligen Polizeidirektion, wo einst die Cecilienkirche stand.

Man brachte unseren Koffer auf unser Zimmer mit Dusche und WC. Nachdem wir uns etwas frisch gemacht hatten, bekamen wir ein gutes Abendessen mit drei Gängen.

Nun war ich in Tilsit.

Schon lange war es mein Wunsch, einmal wieder in Tilsit zu sein, dort wo meine unvergessene, unbeschwerter, glückliche Kindheit zu Hause war. Einmal wollte ich wieder alle Wege, Straßen und Plätze meiner Kindheit aufsuchen. Wenn es auch bis zu meinem neunten Lebensjahr nicht allzuviel war, genügte es, um mich einigermaßen zurechtzufinden, glaubte ich. Mein Geburtshaus, meine Schule (die Meerwischer) und unsere letzte Wohnung in der Landwehrstraße 21, der Anger und Jakobsruh sollten die ersten Anlaufstellen sein. Für das Wiedersehen mit Tilsit hatten wir drei Tage zur freien Verfügung.

Was uns angenehm überraschte: Von der ersten Stunde an waren wir im Hotel „Tilsiter Hof“ in guten Händen. Noch während des Essens verlangte man uns am Telefon. Eine Dolmetscherin und Betreuerin vom Büro „Interpart“ meldete sich und suchte uns noch am gleichen Abend auf. Sie stand uns für die drei Tage in Tilsit zur Verfügung. Wir verabredeten uns für den nächsten Tag um 9.30 Uhr. Noch am gleichen Abend lernten wir einige nette Tilsiter kennen und plauderten noch lange über Tilsit und vieles andere bei einem wohlschmeckenden Faßbier.

Nach einem reichhaltigen Frühstück am anderen Morgen, gingen wir mit unserer Begleiterin Elvira von der Fabrikstraße aus in Richtung Meerwischer Schule, die ich drei Jahre besuchte. Das alte Backsteingebäude sieht noch recht passabel aus. Es hat den Krieg gut überstanden.

Da das Schulgebäude offen stand, traten wir ein und wurden von zwei Frauen begrüßt, die für die Reinigung zuständig waren. Die Ferienzeit wurde zu Renovierungsarbeiten genutzt. Nach ein paar netten Worten mit unserer Begleiterin war es für sie selbstverständlich, den Klassenraum aufzuschließen, den ich gerne sehen wollte.

Wie winzig erschien mir doch die Klasse, in der ich die Schulbank drückte. Das Klassenzimmer war hell und freundlich, mit hellblauen Bänken und einer großen Wandmalerei an der Rückwand ausgestattet. Wir bedankten uns bei den Damen mit Schokolade und verabschiedeten uns.

Über die ehemalige Reyländer Allee erreichten wir die Landwehrstraße (sie heißt heute Uliza Lunatscharskogo). Die Bürgersteige der Stadt sind in schlechtem Zustand. Die Straßen haben zum Teil noch das alte Kopfsteinpflaster. In der Landwehrstraße 21 suchte ich vergeblich nach unserem Toreingang mit dem schönen schmiedeeisernen Tor, das mich als Kind in quietschenden Tönen hin und her wiegte. Bei näherem Hinschauen fiel mir dann auf, daß man es zugemauert hatte und alle weiteren Häuser bis zur Albrechtstraße dem Kriege zum Opfer fielen. Durch diese klaffende Lücke erreichten wir dann die Nummer 21, das Gartenhaus. Ein riesiger Hinterhof tat sich uns auf, unfreundlich und staubig. Man erreichte von hier die hinteren Eingänge der Magazin-, Jäger-, Albrecht- und Landwehrstraße. Es gibt keine Zäune, keine Sträucher oder Bäume mehr, die den Hinterhof schmückten. Während der Kriegszeit hatten die Einwohner in Eigeninitiative hier einen Löschteich gegraben.

Sofort erkannte ich unser Küchenfenster mit der Speisekammer wieder. Wir gingen auf den Hauseingang zu, in dem auch der alte Herr Julius Mackat sein Zuhause hatte. Die Treppenstufen sind stark ausgetreten, und an den Wänden fehlt die Farbe.

Ein sonderbares Gefühl stieg in mir auf, und mein Herz pochte. Auf Bitten von Frau Elvira holte der kleine Junge, der uns die Tür öffnete, seine Mutti, die noch geschlafen hatte. Bereitwillig ließ sie uns in die Wohnung, nachdem unsere Beraterin ihr unser Anliegen erklärte. Wir durften uns alle Räume ansehen, bis auf das Schlafzimmer, in dem ihr Ehemann noch schlief. Dann kamen zwei weitere Kleinkinder aus dem (meinem) Kinderzimmer und schauten uns an, als seien wir Menschen vom anderen Stern. Diese fünfköpfige Familie wohnt seit über fünf Jahren in unserer ehemaligen 21/2-Zimmer-Wohnung. Mit einem Blick in mein Kinderzimmer sah ich in Erinnerung mein großes Puppenhaus am Fenster auf dem Fußboden stehen. Ein wehes Gefühl schlich sich in mein Herz, und so sehr ich mich auch dagegen wehrte, meine Tränen aufzuhalten, es klappte nicht. Die Russin bot uns Getränke an.

Wir bedankten uns mit Kaffee, schenkten den Kindern Schokolade, verabschiedeten uns, wurden aber herzlich eingeladen wiederzukommen. Wir gingen über den Hof durch die Lücke, die 1944 im April durch eine Brandbombe entstand, zur Magazinstraße 18, meinem Geburtshaus, in dem

auch meine Großmutter wohnte. Wir machten einige Aufnahmen und trabten weiter über die Jäger- und Kleffelstraße zum Bahnhof, der auch fast noch so aussieht wie früher. Man benutzte ihn ja oft, denn wer hatte damals schon ein Auto. Ein paar Fotos und weiter ging es über die Bahnhofstraße an den Kasernen vorbei zur Deutschen Straße. Dort fehlen die Türme vom Rathaus und der Deutschordenskirche. Auch sonst ist nicht viel von der Deutschen Straße zu erkennen.



Tilsit 1939.  
Marianne Powileit am Ufer des Schloßmühlenteiches.



Genau 50 Jahre  
später.  
Marianne Haeger-  
Powileit an dersel-  
ben Stelle.

Mit unserer Begleiterin suchten wir dann ein nettes, kleines Cafe in der Hohen Straße auf, das auch Mittagstisch hatte. Durch die Hitze des Tages war der Durst groß. Anschließend nahmen wir ein gutes Mittagessen ein. Es gab Bratkartoffeln, Steak, Salat und Eis.

Am anderen Tag begaben wir uns ohne Begleitung in die Stadt, um uns alles andere in Ruhe anzusehen. Unser Weg führte zuerst zur Königin-Luise-Brücke. Wir überquerten die Fabrikstraße und gingen hinunter zum Schloßmühlenteich, an dem mir als Vierjährige das Füttern der Schwäne viel Spaß bereitete. Entlang der Promenade entdeckten wir zur Linken zwei neue fünfstöckige Wohnblocks, wovon einer bewohnt ist.

Auf der Grünanlage des Schloßmühlenteiches grasten Kühe, ein Idyll, das nicht zum Stadtbild paßt. An der Königin-Luise-Brücke verwehrte man uns den Ausgang; wir wollten dort ein paar Fotos machen. Der Blick vom Vorplatz der Brücke verwirrte mich sehr. Es ist doch eine fremde Stadt geworden. Die vielen Wohnblocks zu beiden Seiten des Fletcherplatzes haben das Stadtbild völlig verändert. Noch einmal gingen wir über die Deutsche Straße zum Grenzland-Theater.

Es gibt dennoch ein paar Stellen, die an unser altes, schönes Tilsit erinnern, so auch das Stadttheater. Der Anger zeigt ein gepflegtes Aussehen mit Blumenrabatten, umrandet mit Bänken zum Verweilen unter den altgewordenen Bäumen, die viel Schatten spenden. Aber schöner würde der Anger mit unserem alten Elch aussehen.

Gedenkstätten und Ehrenmäler werden vom Russen immer sehr gepflegt, dafür um so weniger die Parks oder Grünanlagen. Am Hohen Tor, heute Lenin-Platz, wandten wir uns dem Monument zu, das 1990 anlässlich des 440jährigen Stadtjubiläums errichtet wurde und alte Ansichten der Stadt Tilsit zeigt. Leider waren diese Schaukästen teilweise schon demoliert und Fotos daraus entfernt.

Durch die Mittagshitze, es waren 37 Grad in der Sonne, waren wir doch sehr erschöpft und gingen den kürzesten Weg über die Oberst-Hoffmann-Straße ins Hotel, um uns auszuruhen.

Am späten Nachmittag hatten wir noch eine interessante Begegnung mit Herrn Isaak Rutman, dem engagierten Heimatforscher und Fremdenführer, der sich an diesem Tag anlässlich einer Verabschiedung der Jugendlichen des Volksbundes deutscher Kriegsgräberfürsorge auch im Hotel aufhielt. Er hatte ein offenes Ohr für uns, als ich ihn nach dem Elch vom Anger fragte, um den er sich doch in Tilsit so bemühte. „Er wird nicht mehr nach Tilsit kommen“, sagte er traurig, „es tut mir leid.“ Wir führten noch ein kurzes Gespräch, weil er sichtlich in Eile war, und er signierte mir sein Buch „Aus Sowjetsk nach Tilsit“ mit ein paar netten Worten in Deutsch.

Abends durften wir an einem russischen Folkloreabend im Hotel „Drangowski“ auf dem Drangowskiberg teilnehmen. Er dauerte zwei Stunden. Von dort aus sahen wir Tilsit bei Nacht unter einem Sternenhimmel. So ruhig und friedlich lag es da, ganz anders als in den Nächten 1943 und 1944, die mir noch in schlechter Erinnerung sind.

Am 6. 8. 1994 reiste eine Gruppe Tilsiter ab, und das Hotel wurde leer. Sie gratulierten mir alle am Hoteleingang kurz bevor der Bus kam; mit ihnen hätte ich gerne meinen Geburtstag gefeiert. Das Hotelpersonal und unsere

Begleiterin Elvira gratulierten mir mit Rosen. Eine große Überraschung für mich, auf die ich nicht gefaßt war. Auf den Tag genau war es 50 Jahre her, als wir mit unserer Mutter unser Tilsit verlassen mußten. Ein Tag zum Feiern und zum Traurigsein. Mit Elvira gingen wir dann noch einmal über die Hohe, die ich als Kind niemals ohne Begleitung aufsuchen durfte. Wir feierten meinen Geburtstag zu dritt mit einem Essen in unserem kleinen Cafe und ließen uns auch den russischen Wodka schmecken. Ich werde mich immer gerne daran erinnern.

Am Sonntagmittag holte uns wieder ein Taxi ab, das uns nach Ebenrode bringen sollte. Von dort aus ging unsere Fahrt über Litauen weiter nach Hause.

Tilsit wird nur noch in meinem Herzen und meiner Erinnerung unser Tilsit bleiben. Heute ist es Sowjetsk, eine Stadt ohne Gesicht. Einmal noch werde ich wiederkommen, um das zu sehen, wofür mir keine Zeit mehr blieb.

Marianne Haeger, geb. Powileit

## Menschliche Begegnungen in der Heimat

Zum erstenmal im Mai 1994 fuhren wir, Sigrid Streicher, geb. Schwarz, Tochter des Tilsiter Oberstudienrats Dr. Werner Schwarz, und Brigitte Richter, geb. Slawski, Tochter des ehemaligen Tilsiter Magistratsrats und späteren Ministerialrats in Hannover, Dr. Slawski, in unsere Geburtsstadt Tilsit, begleitet von unserer lieben Tilsiter Bekannten aus Wyk auf Föhr, Frau Ruth Prinzen. Da wir die Stadt 1944 im Alter von vier Jahren verlassen mußten, hatten wir keine Erinnerung an sie und waren der jetzt 80jährigen Frau Prinzen für ihre Führung sehr dankbar.

Wir waren sehr aufgeregt bei der Ankunft in Tilsit, wo uns der russische Frauenarzt Dr. Wassilij Chudjakow empfing und uns in das Hotel brachte, das gegenüber der ehemaligen Polizeidirektion, dem heutigen Kinotechnikum, in der Fabrikstraße (SA-Straße) liegt. Frau Prinzen kennt diesen Arzt schon seit längerer Zeit.

Er begleitete uns dann oft als Dolmetscher. Wir lernten viele russische Familien kennen und wurden immer sehr herzlich empfangen, u. a. auch von dem seit 1956 in Tilsit lebenden Lehrer und Heimatforscher Isaak Rutman und seiner Frau. Beide sind große Verehrer der preußischen Königin Luise. Er überreichte uns sein 1993 erschienenes Buch „Aus Sowjetsk nach Tilsit“ in russischer Sprache, das viele alte Bilder mit deutschen Unterschriften enthält. Wir waren auch Gast bei Dr. Chudjakow und seiner Familie. Seine beiden Jungen spielten uns klassische Stücke auf dem Klavier vor, der Zwölfjährige liebt Mozart, der 15jährige Bach und Beethoven. Weiterhin besuchte ich mein Elternhaus in der ehemaligen Bismarckstraße (überm Teich) Nr. 6, wo auch eine sehr musisch veranlagte Familie lebt. Die 16jährige Tochter Viktoria spielte auch gleich auf dem Klavier vor. Die Mutter ist Sängerin und eine sehr gute Köchin. Wir setzten uns an einen wunder-

schön gedeckten Tisch. Es gab Teigtaschen mit Fleisch, belegte Brote, Salate und am Abend Kaffee und Schokoladenkuchen mit Nüssen. Anhand eines alten Fotos fand ich auch das Haus meiner Großeltern Schwarz in der Fabrikstraße Nr. 11. Zufällig wohnt in dieser Wohnung ein Kollege von Dr. Chudjakow, ebenfalls Arzt, und empfing uns gleichfalls mit festlich gedecktem Tisch. In beiden Wohnungen war nichts mehr vom Eigentum meiner Familie zu sehen, wie ich aus früheren vor dem Kriege gemachten Aufnahmen feststellen konnte. Alles hatten die Sowjets vor dem späteren Einzug der heutigen Bewohner geraubt, darunter auch den neuen Förster-Flügel meines Vaters und das Klavier meiner Großeltern. Wir besichtigten die Frauenklinik (ehemals Dr. Liste) in der Rosenstraße, wo wir beide geboren sind. Der dort tätige Dr. Chudjakow führte uns durch alle Räume. Es war alles sauber, aber sehr einfach eingerichtet. Es fehlte an allen Ecken und Enden. Selbst der Schreibtisch des Arztes war aus Deutschland geliefert worden.

In der Geburtsabteilung sahen wir die Babys wie Mumien in Tüchern eingewickelt, so daß sie die Ärmchen nicht bewegen konnten. Ich war so geschockt, daß ich spontan helfen und Babysachen in Berlin sammeln wollte. Da ich an einer Kirchengemeinde in Berlin arbeite, habe ich eine Menge Erstlingssachen zusammenbekommen, und auf Umwegen ist tatsächlich alles in Tilsit gut angekommen.

Wir fuhren auch zum Waldfriedhof und besuchten die frühere Lungenheilstätte in Tilsit-Stadtheide, die heute als „Sanatorium Sowjetsk“ auf die Heilung der Knochentuberkulose und anderer innerer Krankheiten spezialisiert ist. Dort sahen wir im Zimmer des Chefarztes Dr. Kalinitschenko an der Wand das Bild und das Schild des ehemaligen deutschen Leiters Dr. Rehberg mit der Aufschrift „Kgl. Kreisarzt“.

Im gut erhaltenen Theater wurde uns ein lebendig inszeniertes russisches Theaterstück geboten. Einen ganzen Tag verweilten wir in Trakehnen. Hier befindet sich ein kleines Museum und daneben das „Cafe Elch“. Eine Wolgadeutsche führte uns zum Trakehnerhof. Vieles steht noch, sieht aber sehr zerfallen aus. In den schon sehr alten Nebenhäusern wohnen jetzt armenische Flüchtlinge. Ein zwölfjähriges armenisches Mädchen sprach uns an und unterhielt sich sehr nett mit uns auf Deutsch. Zufällig war für einige Monate die Deutsch-Lehrerin aus Minden, Frau Heidrun Stallner, bei den Wolgadeutschen und gab hier Deutschunterricht. Auch zum Ostseebad Rauschen konnten wir einen Abstecher machen.

Auch 1995 bin ich im Mai mit Frau Richter auf Einladung der Fachschule Tilsit wieder in unsere Heimatstadt gefahren. Dr. Chudjakow führte uns, begleitet von seiner Chefärztin Frau Dr. Muratowa, wieder zu den Babys in seiner Klinik, die tatsächlich meine dorthin transportierten Jäckchen trugen und endlich ihre Ärmchen bewegen konnten. Meine Freude war groß. Die Chefärztin lud uns zum Mittagessen ein. Ich werde weiterhin für das Krankenhaus Kleidung und Bettwäsche sammeln.

Bei unserem zweiten Besuch in Tilsit sahen wir den baulich schon weit fortgeschrittenen sehr modernen Bau der katholischen Kirche am früheren Standort der alten katholischen Kirche. In diesem Jahr waren wir auch ins humanistische Gymnasium eingeladen und wohnten einer Deutschstunde bei. Die Lehrerin Valentina zeigte uns viele Räumlichkeiten der Schule, darunter die Aula, die Bibliothek und die Turnhalle. Sehr beeindruckend waren die Flure mit den gut erhaltenen Säulengängen und die Treppenaufgänge. Da wir beide Male am 9. Mai in Tilsit weilten, sahen wir zweimal die große Militärparade auf dem früheren Anger am Theater. Weiter erlebten wir einen erlebnisreichen Nachmittag mit temperamentvoll dargebotenen Vorführungen von Schülern der Tanzschule. Weiter besuchten wir die Kunstschule (dort fand gerade eine Ausstellung Tilsiter Künstler statt) und waren zu Gast bei der Kunsterzieherin Frau Tatjana Rosenblum. Sie gab uns einen wunderschönen Videofilm mit, den ihr Mann im Winter 1993/94 in Tilsit gedreht hat. Es ist erstaunlich, wie in Tilsit heute gerade die musische Erziehung der Jugend außer in der Schule in einer Musik-, Kunst- und Tanzschule besonders gepflegt wird.



Am Ufer des Schloßmühlenteiches:  
Brigitte Richter, Frauenarzt Dr. Wassilij Chudjakow und Sigrid Streicher, die Autorin dieses Artikels (v. li. n. re.).

Foto: privat

Im Mai 1995 hielten wir uns auch zwei Tage im Memelland auf und fuhren u.a. nach Memel zur nördlichen Spitze der Kurischen Nehrung, nach Polangen und zu der heute noch als Magazin benutzten Kirche in Willkischen, dem Kirchort meiner Vorfahren seit 1756.

Beide Male haben wir diese Fahrt in unsere Heimat privat von Berlin aus mit der Eisenbahn bis Königsberg durchgeführt und wurden dann von dort mit dem Auto nach Tilsit gefahren. Auf der Rückreise 1994 nahmen wir noch an einer Stadtrundfahrt durch Königsberg teil. 1994 wurde in unserer Anwesenheit gerade in Tilsit und Umgebung der Dokumentarfilm „Kalte Heimat“ von Professor Volker Koepp aus Berlin gedreht, dessen eindrucksvolle Uraufführung wir im Rahmen der Berliner Filmfestspiele Februar 1995 mit meinem Vater zusammen erlebten. Der Film wird später auch im Fernsehen erschei-

nen. Wir selbst sind in diesem Film während der Militärparade am 9. Mai zu sehen. Als wir im Ortsteil Tilsit-Splitter die noch heute in Betrieb befindliche frühere Wäscherei von Ruth Prinzen besuchten, wurde mit ihr dabei ein Interview aufgenommen.

Als Folge unserer beiden Fahrten in unsere Heimatstadt hatte ich schon in Berlin russischen Besuch aus Tilsit vom Ehepaar Rutmann und von Dr. Chudjakow, die unsere Hauptstadt eingehend besichtigten.

Außer den vielen mitgebrachten Fotos werden uns zwei Dinge besonders an unser heutiges Tilsit erinnern: das in zarten Farben ausgeführte Aquarell einer russischen Malerin mit einem Motiv von der Tilszele, das ich von ihr persönlich bei der Ausstellung an der Kunstschule mit ihrer Widmung erwerben konnte, und ein im Kunstunterricht im Tilsiter Gymnasium aus Stoff hergestellter kleiner Hund, den mir ein russischer Schüler bei meinem dortigen Besuch ganz spontan überreichte, als er hörte, daß mein Vater diese Schule besucht und dort genau vor 70 Jahren sein Abitur gemacht hat. Gerade diese menschlichen Begegnungen während unserer Aufenthalte in Tilsit mit russischen Menschen aller Altersstufen werden für uns unvergeßlich bleiben.

Sigrid Streicher



Traditions-gemeinschaft  
Tilsiter Sport-Club  
Männerturnverein Tilsit



## Dreifaches Jubiläum in Barsinghausen

Mit Stolz kann die Stadt Tilsit auf ihre Sportler und Turner blicken, die 1996 von Freitag, 31. Mai, bis Sonntag, 2. Juni, ein dreifaches, großes Jubiläum begehen. „90 Jahre Tilsiter Sport-Club - 135 Jahre Männerturnverein Tilsit - 25 Jahre Gast im Sporthotel „Fuchsbachtal Barsinghausen“ beim niedersächsischen Fußballverband“. Tilsiter Sport-Club und Männerturnverein Tilsit zählen zu den erfolgreichsten und ältesten Sport- und Turnvereinen im Bereich Ostpreußen, Westpreußen, Baltenland, vom Memelstrom bis Stettin kurz vor Berlin. So konnte im Jahre 1911 die Fußball-Oberliga-Mannschaft des TSC (vorher Lituania) die Ostpreußen- und Balten-Meisterschaft erringen. Vorbildlich geführt von Dr. Ernst Thomaschky (TSC) und Rudolf Papendick (MTV) hatten beide Vereine in der Vergangenheit glänzende Erfolge zu verzeichnen. Die Führung in der Nachkriegszeit des TSC übernahm Fredi Jost, der mit stets erfolgreichen Veranstaltungen für Belebung in den Reihen der Sportler und Turner sorgte. Das Jubiläum wird eröffnet am Freitag, 31. Mai 1996, 20 Uhr, mit der prächtigen Tonbildschau in Farbe, musikalisch umrahmt, „Von der Bernsteinküste zur Kurischen Nehrung und Aufnahmen

von der Stadt am Memelstrom: Tilsit". Für den Jubiläums-Festakt am Sonnabend, 1. Juni, ist ein erstklassiges Rahmenprogramm in Vorbereitung. Zahlreiche Ehrengäste werden erwartet, neben Sportlern und Turnern auch Teilnehmer Tilsiter Schulen: Realgymnasium, Oberrealschule, Humanistisches Gymnasium, Königin-Luisen-Schule, Herzog-Albrecht-Schule, Neustädtische Schule. Erste Anmeldungen sind bereits erfolgt, weitere Teilnehmer melden sich umgehend beim Vorsitzenden Fredi Jost, Hasestraße 60, 49610 Quakenbrück, Telefon (0 54 31) 35 17.

Zwei Tilsiter Sportvereine - SC Lituania und Verein für Körperübungen - schlossen sich 1929 unter dem Namen Tilsiter Sport-Club zusammen, der durch seine sportlichen Leistungen zu einem der bedeutendsten Sportvereine in der Provinz Ost- und Westpreußen wurde. Anfang der 30er Jahre konnte Fußball-Ostpreußen-Meister VfB Königsberg in Königsberg/Marauenhof sensationell 4:1 geschlagen werden, und es war Pech, daß lediglich ein Punkt fehlte, um an der deutschen Meisterschaft gegen Hertha BSC Berlin teilzunehmen.

Eine Hochburg war Tilsit für den Faustball. Bereits 1927 errang die Frauen-Mannschaft des „Verein für Körperübungen Tilsit“ in Hamburg nach einem Sieg über den Verein „Hamburger Turnlehrerinnen“ den Titel eines deutschen Faustballmeisters. In der Besetzung Herta Keßler, Haiina Knoll, „Punkt“ Kißlat, Lotte Andjelkow, Lotte Gerlach schlug die Mannschaft zwei Jahre später - unter dem Zeichen des Tilsiter Sport-Clubs - im deutschen Endspiel in Berlin erneut die Hamburgerinnen mit 37:31 Punkten. Auch die Männer-Mannschaft des „Verein für Körperübungen Tilsit“ bzw. des „Tilsiter Sport-Club“ glänzten. Sechsmal errangen Walter Huhn, Emil Ringies, Fredi Jost, Ernst Namgalies, Alfred Meyer unter den ostpreußischen Rasensportvereinen den Meistertitel. 1942 gelang es Annemarie Westphal (In der Au) als Außenseiterin sensationell im 80-m-Hürdenlauf die Favoritinnen aus Königsberg zu schlagen und den ostpreußischen Meistertitel nach Tilsit zu holen.

Die jährlichen Treffen im niedersächsischen Fußball-Verbandsheim Barsinghausen sind ein Beweis dafür, daß sich weder Sport noch Turnen noch Heimatverbundenheit unterkriegen lassen.

Obwohl über die Geschichte des Männerturnvereins in Tilsiter Rundbriefen und im Ostpreußenblatt berichtet wurde, erscheint es angebracht, Erfolge des Vereins zu würdigen, eines Vereins, der vielen ein Teil des Lebens war. Vor 135 Jahren wurde der MTV Tilsit von vaterlandstreuen Männern gegründet. Wir können stolz darauf sein, daß gerade Turner es waren, die immer und zu allen Zeiten treu zur Heimat und zum Vaterland standen. Wir sollten heute eines Mannes gedenken, dem der Verein viel verdankt, und der es war, der als erster nach dem unglücklichen Kriegsende begann, die in alle Himmelsrichtungen versprengten Turnerinnen und Turner zu sammeln: Rudolf Papendick. So lange wir leben, werden wir seiner stets in Dankbarkeit gedenken. Es würde zu weit führen, persönliche Leistungen



Der Vorstand der Traditionsge-  
meinschaft.

Von links nach rechts: Horst  
Schulz, Marta Perkuhn, Vorsitzen-  
der Fredi Jost, Rosemarie Lang,  
Ruth Pawlowski und Herbert Lau-  
rinat.

Foto:

Privat

von Vereinsmitgliedern im einzelnen aufzuführen. Übrigens, wer weiß es noch, daß die Turnerinnen schon 1938 auf dem Turnfest in Breslau zum Abschluß ihrer Darbietungen das Ostpreußen-Lied gesungen haben: „Land der dunklen Wälder“.

Wie sehr uns dieses jährliche Wiedersehen am Herzen liegt, erkennen wir immer wieder an der Zahl der Teilnehmer. Aber von nichts kommt nichts, so sagte man zu recht, und wenn wir nicht jemanden hätten, der uns immer wieder zusammenführt, der für uns denkt und unermüdlich arbeitet, dann wäre es ganz sicher nicht so gut um uns bestellt. Es ist der Mann, der diese Gemeinschaft gründete und der sie mit viel Idealismus und Geschick heute noch leitet. Ihm gebührt von Herzen kommender Dank aller: unserem Fredi Jost!

Ruth Pawlowski

#### **Wissen Sie weitere Interessenten für den TILSITER RUNDBRIEF?**

... dann teilen Sie uns bitte die Anschriften mit. Wir schicken den T. R. auch nach Übersee.

#### **Nachbestellungen**

für diesen Rundbrief sind möglich, solange der Vorrat reicht. Bitte 1,50 DM in Briefmarken beilegen.

**Unsere Anschrift:**                    **Stadtgemeinschaft Tilsit e.V.**  
   **Gaardener Straße 6, 24143 Kiel**

**Unser Spendenkonto:**            **Sparkasse Kiel (BLZ 21050170)**  
   **Kto.-Nr. 124644**

**Bei Spenden aus dem Ausland hat sich die Übersendung von Verrechnungsschecks bewährt.**

---

**Der 26. TILSITER RUNDBRIEF erscheint im November 1996**

---

## Das letzte Kapitel der Herzog-Albrecht-Schule

Meine Schulzeit an der Herzog-Albrecht-Schule Tilsit (HAT) begann im April 1939. Im Mai 1944 wurden wir, die Klassen A und B des Jahrgangs 1928, von der Schulbank weg zusammen eingezogen, kamen zur gleichen Einheit, hatten nach einer kurzen Ausbildung sogar wieder Unterricht. Obwohl Flakhelfer, waren und blieben wir Schüler der HAT. Meine „Schulzeit“ endete am 8. Mai 1945. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich mit meinen Klassenkameraden - wenn auch nicht mehr mit allen - zusammen, und erst danach trennten sich unsere Wege.

Meine ersten Erinnerungen habe ich nicht an Tilsit, sondern an Schalau, einem kleinen Dorf direkt an der Straße zwischen Tilsit und Ragnit, denn dort hatten meine Eltern einen kleinen Bauernhof, und dort wurde ich geboren. Schalau hieß früher einmal Paskallwen.

Als „Nebenerwerb“ hatte mein Vater die Milchanfuhr für die Dörfer Pröwoischen, Girschunen und Paskallwen übernommen, natürlich mit Pferd und Wagen. Im Winter einmal, aber im Sommer zweimal täglich zur Molkerei nach Tilsit. Und das war meine erste Bekanntschaft mit Tilsit, denn ab und zu durfte ich mitfahren. Ragniter Straße, Fabrikstraße, über den Viadukt zur Molkerei.

Unsere Schule in Paskallwen hatte nur zwei Klassenräume. In einem Raum 1. bis 4. Schuljahr zusammen und im anderen Klassenraum 5. bis 8. Schuljahr. (Da ich nach dem Krieg selber Lehrer wurde, kann ich einschätzen, welche hervorragende Arbeit so mancher Landschullehrer geleistet hat, der mehrere Altersstufen gleichzeitig unterrichten mußte.) Da der Sohn nun mal etwas „Besseres“ werden sollte als der Vater, mußte (durfte) ich zur „höheren Schule“ nach Tilsit. Es reichte finanziell aber nur zur Mittelschule, und das war die Herzog-Albrecht-Schule. Ich möchte die beiden letzten Sätze so aber nicht stehen lassen, das wäre sehr undankbar gegenüber meinen Eltern. Natürlich sollte der Sohn es nicht „so schwer haben“ wie seine Eltern, und es war schon ein Opfer, mich nach Tilsit zur Mittelschule zu schicken.

Ich bestand die „Aufnahmeprüfung“ und war ab Ostern 1939 stolzer Schüler der Herzog-Albrecht-Schule Tilsit, Klasse 1a. Der Zulassungsbescheid ist noch von Rektor Paul Saffran unterschrieben, die Zeugnisse tragen schon die Unterschrift von Erich Liedtke, Rektor i. V. Mein letztes Zeugnis trägt die Unterschrift von Max Seidler. (Meine Eltern hatte meine Zeugnisse für so wichtig angesehen, daß sie sie für mich auf der Flucht mitgenommen und gerettet haben.) Unsere Klassenlehrerin war Fräulein Carow, unsere „English-Miß“. Sehr gut erinnere ich mich noch an Herrn Johannes Baumgart, der bei uns Physik und Mathematik unterrichtete. In gewisser Weise hat er auch meinen Lebensweg geprägt. Die Freude an Mathematik und Physik ist mir

bis heute geblieben, geweckt wurde sie durch seine Art zu unterrichten. Als ich viele Jahre später selber vor Schülern stand und Mathe und Physik unterrichtete, habe ich mich oft gefragt „wie hat das damals der Baumgart gemacht"? Und ich bin damit immer gut gefahren.

Zum Zuspätkommen fällt mir folgende Begebenheit ein. Unsere Schule hatte zwei Aufgänge. Vor der Schule lag der Pausenhof. Nach dem ersten Klingelzeichen war Einlaß, und wehe, wer beim zweiten Klingelzeichen nicht in der Klasse war! Um uns an Pünktlichkeit zu gewöhnen, stand Herr Liedtke oft oben im Flur zwischen den beiden Aufgängen und schnappte sich jeden, der zu spät kam. Erreichte man die Schule nach dem zweiten Klingelzeichen, dann blieb man besser unten und wartete ab. Kam noch so ein armer Sünder, dann ließ man ihn ahnungslos ins Haus und in sein Unglück laufen. Und während Herr Liedtke sich mit ihm „beschäftigte", sauste man den anderen Aufgang hoch und rein in die Klasse. Kam aber keiner, dann mußte man Nerven haben und warten, bis Herr Liedtke seinen Posten verlassen hatte und in seinem Zimmer verschwunden war. Das hing aber auch von dem Lehrer ab, der in der ersten Stunde Unterricht hatte. Bei Fräulein Helene Carow konnte man sich zehn oder 15 Minuten erlauben, nicht aber bei Herrn Friedrich Liehr. Da mußte man sich entscheiden zwischen den Ohrfeigen von Herr Liedtke oder dem Rohrstock von Herrn Liehr. Wenn man Pech hatte, bekam man beides.

Für mich war es schon eine Umstellung, in der Stadt zur Schule zu gehen. Zunächst waren da verschiedene neue Fächer wie Biologie, Geschichte, Geographie und Englisch, in der nächsten Klasse dann Physik und Chemie. Dazu dann die entsprechenden Fachräume. Und in jeder Stunde einen anderen Lehrer. Der „Rechenunterricht" war aufgeteilt in Rechnen und Raumlehre, später kam noch Algebra dazu. Mit Englisch, Geschichte, Deutsch und ähnlichen Fächern hatte ich nicht viel im Sinn. Aber die Naturwissenschaften! Sie ließen mich nicht mehr los. Chemie unterrichtete „Piko" Seidler. Zur Einführung erklärte er uns: „Chemie ist alles, was knallt, kracht, stinkt und furzt." Auch er muß ein guter Methodiker gewesen sein, denn ich fand an Chemie ebenfalls so viel Spaß, daß ich mir zu Hause ein kleines Labor einrichtete. Und dann kam hinzu, daß ich „Fahrschüler" war. Im Sommer 1939 war das kein Problem, da fuhren genügend Busse zwischen Tilsit und Ragnit. Ausgestiegen bin ich meistens am Fletcherplatz, über den Hof einer Futtermittelhandlung (ich glaube, es war die Mühle von Otto, wo Vater auch immer ausspannte -, und schon war man da. Bei der Rückfahrt fuhren wir entweder vom Bahnhof oder vom Postamt ab. Gegenüber vom Postamt war eine Bäckerei bzw. Konditorei, dort bekam man für 5 Pfennig eine Tüte Kuchenabfall.

Als ich meinen Schulweg ein bißchen kannte, fuhr ich mit dem Rad zur Schule. Als Richtung Ragnit kommend, gleich am Stadteingang in Tilsit-Preußen links ab auf einem Feldweg hinter den Häusern zwischen den Tabakfeldern in Richtung Schloßmühlenteichbrücke zur Schule.

Und so verging für mich der Sommer 1939 mit vielen neuen Eindrücken. Vom heraufziehenden „Kriegsgewitter“ merkten wir noch nicht viel bzw. wir nahmen es nicht bewußt wahr. Wir sahen fast täglich Soldaten, die zum Exerzierplatz marschierten oder in kleinen Gruppen zu Übungen in die nähere Umgebung von Tilsit ausrückten. In Tilsit gab es ja mehrere Kasernen. Was sich aber dahinter verbarg, wurde uns nicht bewußt.

Dann kam der 1. September 1939. Wir waren damals so um die elf Jahre alt. In der Schule machte sich der Kriegsausbruch zunächst dadurch bemerkbar, daß einige jüngere Lehrer eingezogen wurden und wir dafür ältere Lehrer bekamen, die eigentlich ihren wohlverdienten Ruhestand genießen wollten. Auch unser Rektor Saffran mußte zu den Soldaten. Dafür übernahm Herr Liedtke sein Amt. Im Unterricht änderte sich zunächst nichts.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle versuchen, etwas über die politisch-ideologische Erziehung an unserer Schule zu sagen bzw. darüber, was uns davon bewußt geworden ist. Wie weit das Gedankengut des Nationalsozialismus direkt in den Unterricht Eingang fand, haben wir als Schüler kaum gemerkt. Um dazu genauere Aussagen machen zu können, müßte man sich die Lehrbücher und Lehrpläne von damals ansehen. Ganz sicher spielte das eine Rolle in den Fächern wie Geschichte, Deutsch, Geographie. An bestimmten Tagen mußten wir in Uniform in der Schule erscheinen, so zum Beispiel am „Geburtstag des Führers“, am „Tag der Machtergreifung“ oder am „Tag der Bewegung“.

Erst als der Krieg gegen die Sowjetunion begann, änderte sich auch an der Schule manches. Immer mehr Lehrer wurden eingezogen und durch längst pensionierte Lehrer ersetzt. Vom alten Lehrerstamm waren nur noch die übriggeblieben, die selber kurz vor dem Pensionsalter standen.

In den Sommerferien 1941, dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion, wurde unsere Schule für einige Zeit in ein Lazarett umfunktioniert. Wir mußten zum Unterricht in eine Kirche. Das heißt richtiger Unterricht war es nicht. Für jede Klasse waren zwei oder drei Bankreihen reserviert, dazwischen waren drei Reihen frei und darauf folgte die nächste Klasse. Zunächst erfolgte so etwas wie eine „Hausaufgaben-Kontrolle“, dann gab es die Aufgaben für die nächsten Tage. Für jedes Fach waren 30 bis 40 Minuten Zeit. Das aber auch nur für die wichtigsten Fächer. Als die Front weit in Rußland lag, konnten wir wieder in die Schule. Tilsit hatte zu der Zeit Luftangriffe kaum zu fürchten, aber es wurde schon vorgesorgt. Mein Freund Ekki Braack und ich erhielten den Auftrag, die kleinen Fenster auf dem Dachboden von innen mit blauer Farbe zu streichen. Es wurde auch eine ständige Nachtwache eingerichtet. Ein Lehrer und zwei oder drei Schüler aus den oberen Klassen - und das waren wir inzwischen - mußten nachts in der Schule Luftschutzwache halten. Für uns keine Belastung, sondern eine angenehme Abwechslung, zumal wir morgens später zur Schule mußten. Um bei der immer schlechter werdenden Lebensmittelversorgung Mangelerscheinungen vorzubeugen, bekamen wir eine Zeitlang ein

„Vitamin-Frühstück". Dieses Frühstück bestand aus Steckrüben, Möhren oder Sauerkraut, je nachdem, was man im Keller eingelagert hatte. Wer wollte, konnte sich sein Vitamin-Frühstück auch von zu Hause mitbringen. Und dann war da noch die „große Altmaterial-Sammlung". „Lumpen, Knochen, Eisen und Papier. Alles, alles, alles sammeln wir für Hermann." so unser damaliger „Slogan". Einmal in der Woche mußten wir mindestens ein Kilogramm der genannten Altmaterialien mitbringen. Das brachte mir sogar folgende Eintragung ins Zeugnis ein: „Manfred hat im Kriegsdienst der Hitlerjugend versagt." Ich wieder einmal zu faul oder zu unordentlich, am Sammeltag mein Päckchen mitzubringen. Dafür bekam ich von Herrn Liedtke ein paar kräftige Ohrfeigen und zum Schuljahresende diese Eintragung. So schnell wurde ich zum „Antifaschisten".

Nach den Sommerferien 1943 wurde uns mitgeteilt, daß wir damit rechnen müßten, als Luftwaffenhelfer eingezogen zu werden. Die Einheit, der wir zugeteilt wurden, war eine Flakbatterie, die in Tilsit in der Nähe der Eisenbahnbrücke ihre Stellungen hatte. Wir waren damals gerade 15 Jahre alt. Im Januar wurden wir feierlich vereidigt. Dazu hatte man auf dem Exerzierplatz in Tilsit ein Flakgeschütz aufgestellt. Durchgefroren und mit klammen Fingern wurden wir dann darauf vereidigt - natürlich auf „Führer, Volk und Vaterland". Da unsere Batterie in den Raum Marienburg verlegt werden sollte und man uns dabei nicht gebrauchen konnte, hatten wir noch einige Monate Galgenfrist - sehr zu unserem Bedauern. Am 15. Mai war es dann so weit.

Mit dem Zug ging es in Richtung Königsberg-Elbing-Marienburg. Bei einbrechender Dunkelheit und leichtem Nieselregen landete wir in Schroop, einem kleinen Dorf etwa 10 km südöstlich von Marienburg. Neben der festen Straße standen auf aufgeweichtem Acker zwei Baracken. Wie beim Militär üblich, mußten wir antreten: „Reihe 1, Zimmer 1; Reihe 2, Zimmer 2 und Reihe 3, Zimmer 3. Wegtreten! Marsch! Marsch!" Und schon waren die Klassen A und B aufgeteilt.

Am anderen Morgen wurden wir dann zuerst eingekleidet, d.h. viel zum „Einkleiden" war nicht da, nur altes, geflicktes Drillich, und so liefen wir etwa vier Wochen wie die Bäcker herum. Dann erfolgte die Einteilung „Geschützstaffel", „Meßstaffel". Ich war stolz darauf, zur Geschützstaffel - Geschütz Anton, Seitenrichtschütz K2 - eingeteilt zu werden. Soldat sein hat doch etwas mit „Schießen" zu tun. Was wußten wir schon von „Meßstaffel"? Wie bei den „Soldaten" üblich, mußten wir zuerst gehen, marschieren, grüßen, singen, exerzieren und schießen lernen. Täglich zwei Stunden war Ausbildung am Geschütz oder - für die Meßstaffel - am Entfernungsmeßgerät. Dann mußte unsere Stellung weiter ausgebaut werden. Das sah so aus, daß alle Wege in der Stellung befestigt und „hübsch gestaltet" werden mußten, reine Beschäftigung. Zwei Mann hatten eine einfache Trage aus Holz. Darauf wurde *ein* Ziegelstein oder *eine* Schaufel Sand gepackt und zur „Baustelle" transportiert. Erstaunlich, daß die Wege trotzdem fertig wurden.



Wintersachen. Heute würden wir sagen „Skihose“ und „Skibluse“, dazu dann ein blaues Hemd mit Schlips und Krage, sehr zu unserem Leidwesen aber mit einer HJ-Armbinde. Aber nun war der erste Ausgang nach Marienburg fällig, natürlich noch in Begleitung eines Unteroffiziers. Bei diesem Ausgang habe ich zum erstenmal die Marienburg kennengelernt. Sie hat mich bis heute nicht mehr losgelassen. Und dann der erste „Heimaturlaub“: Eine Woche Tilsit und Schalau, endlich wieder zu Hause. Damals ahnte ich noch nicht, daß ich mein Elternhaus nie mehr sehen würde und daß es für lange, lange Zeit die letzte Begegnung mit meinem Heimatdorf war. Die Front war schon bedrohlich nahe bis an die Grenzen Ostpreußens zurückgekehrt, wenige Wochen später begann der große Treck. Zurück in der Batterie, ging der übliche Dienst, der nun schon auch für uns Routine war, wieder weiter. Unsere Vorgesetzten waren gestandene Soldaten, die froh waren, in der Heimat sitzen zu dürfen. Zum Teil väterliche Freunde, zum Teil auch „Schleifer“, die es nicht weiter als bis zum Stabsgefreiten gebracht hatten. Mit „Schleifen“ war bei uns aber nichts zu machen, denn wir waren jung, sportlich und hatten den längeren Atem. Und beim Unterricht am Geschütz oder bei der „Flakschießlehre“ wußten wir „höheren Schüler“ sowieso alles besser.

Und dann geschah es! Eines Tages, Anfang August, stand ein Hauptmann in blauer Fliegeruniform vor uns auf dem Appellplatz. Wir trauten unseren Augen nicht: Es war unser Musik- und Zeichenlehrer Paul Gehlhaar, und er erklärte uns, daß es nun mit dem faulen Leben vorbei sei und wir bei ihm wieder täglich Schule hätten. Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, ich glaube aber, daß in der ersten Zeit auch seine Frau bei uns in der Stellung Unterricht gab.

In der Batterie hatten wir einen Oberfeldwebel Lindner, der sich in seiner Freizeit, wahrscheinlich für die Zeit nach dem Krieg, im Selbststudium weiterbildete und sich auch mit Mathematik beschäftigte, und der lieh mir seine Lehrbriefe aus, die ich mit großem Interesse durcharbeitete. Sicher war es nur ein kleiner Ausschnitt aus dem großen Gebiet der Mathematik. Aber diese Beschäftigung mit der Mathematik, meine ersten Schritte beim selbständigen Studieren, haben meinen späteren Lebensweg mit geprägt. Ich kann heute mit Recht behaupten, daß auch dieser Abschnitt der „Schulzeit“ uns, die Schüler der HAT, in gewissem Sinne auf den späteren Lebensweg und Beruf vorbereitet hat.

So ging das mit der Schule täglich von 8.00 bis 12.30 Uhr. Um 13.00 Uhr gab es Mittagessen, anschließend die Mittagspause. Nach der Mittagspause war dann wieder kurz eine Vergatterung: auf dem Appellplatz antreten und kurze Befehlsausgabe. Außerdem wurde dabei auch verkündet, wer am Nachmittag Ausgang hatte. Dann folgte eine Stunde Batterieexerzieren und darauf „Schularbeiten“. Ab 17.00 Uhr war dann nochmals eine Stunde Batteriedienst oder Putz- und Flickstunde oder etwas ähnliches. Und damit war dann auch der Tag für uns gelaufen.

So ging das von Anfang August bis Ende Oktober. Dazwischen waren einige kurze Unterbrechungen. Manchmal war Funktionsschießen auf den Schleppsack angesagt, dazu brauchten wir meistens den ganzen Tag, also fiel die Schule aus. Ein anderes Mal kam der General uns besuchen, um sich von unserer „Kampfkraft“ zu überzeugen. Auch dann war vor lauter Hektik nichts mit der Schule. Aber solche Unterbrechungen hielten sich in Grenzen. Mit Luftangriffen hatten wir in der Zeit kaum zu tun. Wenn die britischen und amerikanischen Bomberverbände nachts nach Deutschland einflogen, gab es Alarm. Wir mußten raus an die Geschütze oder in den Befehlsbunker, inzwischen hatten wir schon ein Radargerät, „Funkmeßgerät“ („FuMG“) nannte es sich damals -, konnten also auch nachts schießen. Wenn feststand, wohin die Bomberverbände abdrehten, konnten wir wieder ins Bett. Nur wenn die Angriffe Danzig oder später auch Königsberg galten, dauerte es länger. Dann durften wir morgens eine Stunde später mit dem Unterricht beginnen, sonst lief die Schule aber fast reibungslos.

Ende Oktober wurde unsere Batterie von Schroop hinter die Nogat nach Sandfeld verlegt, einem Ort etwa 3 km westlich von Marienburg. Der Ausbau der neuen Stellung einschließlich Stellungswechsel dauerte ungefähr 14 Tage.

Von unserer neuen Stellung aus gesehen, lag die Marienburg direkt vor uns. Rechts davon auf dem hohen Nogatufer die wunderschöne Altstadt. Ein schönes Bild, das wir täglich vor Augen hatten und das sich mir tief eingepägt hat. Bis zur Stadt war es auch nicht mehr so weit. Deshalb nutzten wir jeden Ausgang, um schnell nach Marienburg zu kommen. Dadurch wurden mir die Stadt und die Burg fast zur zweiten Heimat. Schon im November sahen wir von unserer Stellung aus die immer länger werdenden Trecks, die Ostpreußen verließen und über die Weichselbrücke bei Dirschau Richtung Westen zogen. Weihnachten über hatten wir nochmals „Ferien“, die letzten Schulferien. Natürlich ging der Dienst in der Batterie weiter. Die Bomberverbände flogen immer häufiger Ziele in unserem Raum an. Fast jede Nacht saßen wir mehrere Stunden draußen. Nach den Weihnachtstagen und dem Jahreswechsel hatten wir nochmals Unterricht bei Herrn Gehlhaar. Wir alle, unser Lehrer, Herr Gehlhaar, und wir Schüler, waren aber nur noch mit halber Kraft dabei. Von anfangs etwa 40 Schülern aus beiden Klassen, waren jetzt nur noch rund 25 dabei. Wer das richtige Alter hatte, war inzwischen regulär eingezogen worden. Die Lücken hatte man mit Lehrlingen aus der Umgebung und Marienburg aufgefüllt, die natürlich nicht am Unterricht teilnahmen.

Am 12. Januar 1944 begann dann die letzte große Offensive der Sowjetarmee aus dem Weichselbogen heraus. Die dritte belorussische Front unter Armeegeneral Tschernjachowski begann ihren Angriff am 13. Januar. Am 14. Januar griff die zweite belorussische Front unter Marschall Rokossowski vom Narew aus in Richtung Allenstein, Elbing, Danzig, Graudenz an. Und damit endete für die letzten Schüler der HAT, Jahrgang 1928, Klasse A und

Klasse B, der Unterricht. Die Herzog-Albrecht-Schule Tilsit hörte auf zu existieren. Aus den Schülern wurden Soldaten. Wir wurden in Alarmbereitschaft versetzt, erhielten Gewehre, scharfe Munition, Handgranaten, Panzerfäuste und packten unser Sturmgepäck. Am 23. Januar hatte die Front Elbing erreicht. Aus der Ferne hörten wir schon den Geschützdonner. Einen Tag später begannen die Kämpfe um Marienburg. In drei Tagen versank die Stadt, besonders die schöne Altstadt auf dem hohen Nogatufer, in Schutt und Asche. Und wir waren daran maßgeblich beteiligt. Nur die Burg hielt dem Ansturm noch stand. Um welchen Preis, habe ich erst viele Jahre nach dem Krieg bei meinem ersten Besuch in Marienburg gesehen.

### **Nachbetrachtung**

Nach dem Ende des Krieges suchte ich mir in der Nähe von Kaltenkirchen in Schleswig-Holstein bei einem Bauern Arbeit. Das war kein Kunststück. Franzosen, Polen und andere Fremdarbeiter waren auf dem Wege nach Hause. Es wurden also dringend neue Arbeitskräfte gebraucht. Über Verwandte erhielt ich die Anschrift meiner Eltern. Sie waren mit dem Treck bis an den Schweriner See gekommen. Dort erhielten sie im Zuge der Bodenreform in der damaligen sowjetischen Besatzungszone eine kleine Neubauernstelle, eine Kuh und ein Schwein. Das Pferd hatte sie brav von Ostpreußen bis nach Mecklenburg gebracht. Mit Tatkraft begannen meine Eltern den Neuanfang. Im September 1946 machte ich mich dann auch auf den Weg „nach Hause“, und so wurde ich zum DDR-Bürger. So einfach war das. Das hatte nichts mit politischen Entscheidungen zu tun.

Im Sommer 1969 machte ich meine erste Urlaubsreise in Richtung Masuren. Natürlich führte mich mein Weg zuerst nach Marienburg. Die schweren Wunden, die man der Burg zugefügt hatte, waren zum großen Teil wieder ausgeheilt. Wenn man die Bilder der Zerstörung gesehen hat, kann man nur voller Hochachtung die Leistungen der polnischen Restaurateure bewundern. Und dabei hatten die Polen gleich nach dem Krieg weiß Gott andere Sorgen, als sich um den Wiederaufbau der Burg zu kümmern. Die Altstadt mit den Laubengängen ist für immer untergegangen. Auf dem hohen Nogatufer stehen heute helle, eintönige Neubaublocks, die einen unschönen Kontrast zur Burg bilden. Das soll aber kein Vorwurf gegenüber den Erbauern sein. Natürlich bin ich dann auch zu unserer alten Stellung rausgefahren. Ich traute meinen Augen kaum, als ich nach 24 Jahren alles so vorfand, wie wir es verlassen hatten. Das heißt, Geschütze oder Geräte waren nicht mehr da, aber alle Erdwälle und Gräben. Es war schon ein eigenartiges Gefühl, dort zu stehen und die Silhouette der Burg zum Greifen nahe. Ich bin noch viele Jahre im Urlaub nach Masuren gefahren, auch jetzt noch. Aber immer führte mich mein Weg zuerst nach Marienburg, dem Ort, an dem für die letzten Schüler der Herzog-Albrecht-Schule Tilsit die Schulzeit endete.

Manfred Paulischkies



**Eine Mädchenklasse der Meerwischer Schule** (später Johanna-Wolff-Schule) im Jahre 1933.

Es sind Schülerinnen der Geburtsjahrgänge 1924 und 1925. Klassenlehrerin war Fräulein Zimmerling.

Namentlich sind noch bekannt: Elfriede Marksches, Christa Fittig, Christel Ziesowski, Gerda Riek, Vera Tousant, Edith Weber, Käthe Fandrey, Ursula Tietge, Erna Hirt, Hilde Papke und Gerda Ruddies. Einsenderin: Gerda Schimanski, geb. Ruddies.



**Rechtstädtische Schule.** Schulentlassung der 8. Klasse am 27. März 1943. Auf dem Foto u.a.: Hildegard Westphal, Isolde Skielka, Christel Stascheit, Christel Oswald, Hildegard Laschinski, Imtraut Härder, Brigitte Stein, Herta Dwaronat und Charlotte Dannat. Klassenlehrerin war Fr. Woske. Foto: Rascheit. Die Einsenderin Charlotte Hauer, geb. Dannat, Gröbzig Str. 9, 04371 Werdershausen, würde sich über Zuschriften freuen.



**Eine Mädchenklasse der Neustädtischen Volksschule im Jahre 1932.**

4. (obere) Reihe v. li. n. re.: Elfriede Wowerich, -?-, -?-, -?-, -?-, Magda Beczon, Edith (?) Hoffmann, Renate Coerper (Priess).
  3. Reihe: Edith Fischer, (?) Grigowski, Annemarie Westphal (in der Au), Liselotte Werner, Edith Pfeifer, Ursula Radziwill, Irmgard Paulix, Hildegard Keiluweit (Podzuhn), Ursula Schereiks, Inge Gröning.
  2. Reihe: Ursula Krips, Ortrud Goetzke (Semlies), Hedwig Mielke, Helga Mielke, Edith Naujoks, Ulla Block, Lisbeth Gillmeister, Trude Ehm, Traute Korn, Eleonore Deskau (Galts).
  1. Reihe (sitzend): Waltraut Märten (Dech), (?) Ostwald, Ruth Teichmann (Maul), Dietlinde Schergaut (Hergeist), Waltraut Redetzki, -?-, Edith Saupe, Hildegard Krieger, Dora Hoffmann, Anneliese Kadau, Lilli Wagner.
- Einsenderin: Renate Priess-Coerper

Herr Arnold Krause bereitet die Gründung eines Vereins vor, der den Namen

**Hermann-Sudermann-Freundeskreis Deutschland e. V.  
(HSF e. V.)**

erhalten soll. Der Verein will schwerpunktmäßig diese Ziele verfolgen:

1. Förderung der Publikation von Person und Werk H. Sudermanns
2. Kooperation mit allen Sudermann-Einrichtungen im In- und Ausland
3. Koordination bei allen herausragenden Vorhaben zum Thema Sudermann.

Es ist u. a. geplant, das Sudermann-Denkmal in Heydekrug wieder zu errichten. Wie es heißt, habe der Ännchen-von-Tharau-Verein bereits zugesagt, die Kosten dafür zu übernehmen.

**Weitere Auskünfte erteilt Herr Arnold Krause, Leonhardtstraße 12,  
51688 Wipperfürth**



## Herzog-Albrecht-Schule Tilsit (HAT)

### Neuer Sprecher der Schulgemeinschaft

Acht Jahre war Schulfreund Siegfried Harbrucker Sprecher der Schulgemeinschaft der HAT. Er hat als Nachfolger von Walter Zellien sehr viel getan, um die Ehemaligen zu sammeln und die Schulgemeinschaft zu festigen.

Aus Gesundheitsgründen mußte er sein Amt zur Verfügung stellen. Mit Dank und Anerkennung wurde er während des Schultreffens im Oktober 1994 in Kiel verabschiedet, bleibt aber weiterhin mit unserer Schulgemeinschaft eng verbunden. Als neuer Sprecher wurde einstimmig Schulfreund Berthold Brock gewählt. Seine Anschrift: Kleiner Belt 18, 23570 Lübeck-Travemünde, Tel. (0 45 02) 7 81 60.

### Schultreffen 1995 in Bad Pyrmont

Es war die erste Bewährungsprobe des „Neuen“. 61 Herzog-Albrecht-Schüler/innen, nicht wenige zum erstenmal, waren der Einladung gefolgt. (Die ihre Männer begleitenden Damen wurden unter fröhlicher Zustimmung zu HA-Schülerinnen „h.c.“ ernannt.) Das Rahmenprogramm enthielt außer der Erledigung der notwendigen Regularien u. a. den Videofilm von Dietrich Wawzyn „Heimkehr ins verbotene Land“, einen Spaziergang zu einem nahe gelegenen Ausflugslokal und, quasi als Höhepunkt der drei Tage, die Tonbildschau von Erwin Goerke „Kulturhistorische Erinnerungen an Danzig, West- und Ostpreußen“. Daneben war viel Zeit zum Kennenlernen, zum Sicherinnern und Plachandern. Besonders erfreulich war, daß eine gute, harmonische Gemeinschaft unter uns entstand, die quer durch ehemalige „Klassengrenzen“ ging. Viele Teilnehmer brachten beim Abschied zum Ausdruck, daß sie sich schon auf das nächste Treffen freuen würden.

Berthold Brock

## „Schulflug“ der Schulgemeinschaft H.A.T. nach Tilsit

Beim 40. Jubiläumstreffen der Stadtgemeinschaft in Kiel, das mit der 110. Wiederkehr der Schulgründung der Herzog-Albrecht-Schule zusammenfiel, lud die Direktorin des Berufsslyzeums Nr. 14 mit Sitz in unserem Schulgebäude, Frau Ludmila Panowa, zu einem Besuch ihrer Schule ein. Ich gestehe, daß ich zunächst Zweifel an der Verwirklichung hatte. Aber da kannte ich noch nicht die Zielstrebigkeit unseres Schulsprechers Berthold Brock. Bereits im Februar ds. Js. „stand“ die „Reise nach Tilsit“ in der Zeit vom 5. bis 12. 8. 1995 mit einem Besuch unserer Schule am 7. August. 25 Reisewillige, zehn Damen und 15 Herren, begannen mit ihren Reisevorbereitungen.



Die Gedenkstätte auf dem Waldfriedhof.  
Foto: Alfred Rubbel



Der Kranz der Schulgemeinschaft der HAT am Kreuz der Gedenkstätte.  
Foto: Georg Krieger



In der Aula der früheren Herzog-Albrecht-Schule bedankt sich Schulsprecher Berthold Brock bei der Direktorin des heutigen Berufsslyzeums Nr. 14, Frau Ludmila Panowa, für die freundliche und herzliche Aufnahme in diesem Schulgebäude. In der Mitte der Senior der Schulgemeinschaft, Harry Goetzke, der auch Einsender dieses Fotos ist. An diesem Festakt nahmen rd. 40 Personen teil.

Anreise per Flugzeug aus Berlin, Frankfurt, Hamburg und Hannover. Und dann fielen sie sich in Polangen in die Arme, die „Ehemaligen“ aus den Einschulungsjahrgängen 1924-1944. Busfahrt über Heydekrug nach Tilsit, Unterbringung im Hotel „Marianne“ am Dreieckswäldchen beim Labiauener Damm, wo die charmante Frau Natascha Gurjeva uns ebenso professionell wie liebenswürdig in Empfang nahm und über die Woche betreute. Die Tage waren viel zu kurz, um dem Programm, den Gesprächen und den Einladungen unserer russischen Freunde nachzukommen. Es mußte erheblich am Schlaf gekürzt werden. Nach der Kranzniederlegung am Gedenkkreuz für die Toten der Stadt auf dem Waldfriedhof war der Höhepunkt der Reise der Besuch unserer Schule, an deren Frontfassade jetzt eine zweisprachige Tafel angebracht ist, die auf den Verwendungszweck damals und heute hinweist. Uns wurde eine renovierte Schule, wenn auch in alter Bausubstanz, präsentiert. Da wenig verändert ist, fanden die „Schüler“ zielsicher ihre Klassenräume und auch sonstige „Tatorte“ mühelos wieder. Der Besuch klang aus mit einem unerwarteten „Festakt“ in der Aula, an den sich eine üppige Bewirtung anschloß. Herr Brock überreichte der Schulleitung „Mitbringsel“ für den Lehrmittelbestand und bedankte sich für die Kooperation, die diese Begegnung ermöglichte, und die ungewöhnliche Herzlichkeit von der russischen Seite. Der in Tilsit anwesende Vorsitzende der Stadtgemeinschaft, Herr Horst Mertineit, begrüßte die ehemaligen und die neuen Bewohner unserer Stadt - von ihnen waren anwesend neben Teilen des Lehrerkollegiums die Damen und Herren Ignatow, Rutman, Polunin und Dr. Chudjakow - im Sinne des von ihm beim Stadtjubiläum geäußerten Gedankens von der gemeinsamen Heimat, der ein begehbarer Weg für die Menschen beider Seiten, die guten Willens sind, ist.

Außer einer „Dampferfahrt“ auf der Memel, einer Busreise über Insterburg, Rominten, Trakehnen und Ragnit gab es noch einen Theaterbesuch in dem früheren Grenzlandtheater, das sich heute „Theater Tilsit (TT.)“ nennt. Einer gekonnten Mixtur aus Kurzscenes und Folklore, die uns viel Freude machte,

„Die Lümmel von der (vor-)letzten Bank“ müssen nachsitzen. Günter Riegert und Harry Goetzke erinnern sich in ihrem früheren Klassenzimmer an ihre Schulzeit in der Herzog-Albrecht-Schule.

Einsender: Harry Goetzke



schloß sich der Besuch eines Teiles des Ensembles im Hotel „Marianne“ an. Dieser Szenenwechsel leitete zu einem bukolischen Stehgreiftheater über, wie es nur die russische Seele und dem ihr innewohnenden Temperament hervorbringt. Spätestens dort wurde mir begreiflich, warum Wirbelstürme weibliche Namen haben. Der bei uns losbrach, hieß „Irina“. Er hatte erheblichen „Mitnahmeeffekt“ bei manchem Herzog-Albrecht-Schüler. Das Picknick an der Gilge bei Skören kennzeichnete viel zu schnell das Ende einer erlebnisreichen Woche bei schönstem Wetter.

Der Abschied von unserer Stadt war nicht leicht. Alte Freundschaften wurden vertieft, neue gegründet, sowohl unter den H.A.T.-Schülern als auch mit den heutigen Bewohnern von Tilsit. Die uns entgegengebrachte Herzlichkeit und Gastfreundschaft hat uns beschämt. Nicht immer haben wir, obwohl vergleichsweise übermäßig mit materiellen Möglichkeiten versehen, dies zu vergelten verstanden.

Wir haben Dank zu sagen allen, die an dem Zustandekommen dieses tief beeindruckenden „Schulausfluges“ beteiligt waren und denjenigen, die uns die Tage in Tilsit verschönerten, allen voran Berthold Brock für Idee und Gestaltung. Dann wären von den „Offiziellen“ Frau Ludmila Panowa und Herr Georgi Ignatov, der uns sein Stadtmuseum mit manchen neuen Exponaten vorstellte und eifrigst Video-Aufnahmen machte, zu nennen. Nicht zu vergessen ist der gute Geist im Hotel „Marianne“, Frau Natascha, die unermüdlich und einfühlsam unsere vielen Anliegen regelte. Dem Reiseveranstalter muß attestiert werden, daß er uns ein maßgeschneidertes Programm anbot, das trotz der bekannten Beschränkungen dort als optimal zu bezeichnen war. Der Alltag hat uns wieder. Es waren beglückende Tage, kaum wiederholbar.

Alfred Rubbel



## Großschulgemeinschaft Schwedenfeld

Unser diesjähriges, elftes Wiedersehenstreffen, im Zwei-Jahres-Rhythmus übertraf alle Erwartungen. Nicht in der Teilnehmerzahl (165 Personen), sondern mit der Begeisterung und Herzlichkeit, die sich untereinander verbreitete. Alle freuten sich, mal wiederzusehen und die längst Verschollengeglaubten

nach über fünfzig Jahren in die Arme schließen zu können. Es gab rührende Momente. Dies alles trug zu einem durchaus fröhlichen heimatlichen Beisammensein bei. Die neu hinzugekommenen Schulfreunde bedauerten, daß sie erst jetzt den Weg zu uns gefunden hatten. Erstmals erschienen waren: die Geschwister Malone, Hildegard, heute Dr. Becker, Helga, heute Wittenburg, Hedwig Walukat, heute Hedwig Kuß. Schulfreund Horst Posekel hatte einen sehr weiten Anreiseweg. Er kam aus Kanada. Arthur Abrolat reiste



Das Lehrerkollegium der Schwedenfelder Schule im Jahr 1936.

Stehend: Kahnert, Müller, Cziesla, Herrmann.

Sitzend: Frau Schienther, Rektor Kniest (er verstarb 1939), Dietrich und Frau Schwärmer. Die beiden Letztgenannten wechselten später zur Neustädtischen Schule über.

Lehrer Herrmann war von 1937 bis zum Ende Rektor an der Splittterer Schule.

Einsender: Alfred Pipien

aus Rostock an und Helmut Märten aus Frankfurt am Main, Eva Schild geb. Dahms, Ilsegret Hartmann geb. Völkner, Ruth Lange geb. Freudenreich, Irma Oder geb. Plonus aus Quakenbrück. Diesmal konnten wir auch einige Stolbecker Schulfreunde begrüßen. Unter anderem Ilsegret Hentrich geb. Griguschies, Hannelore Beyersdorf geb. Schulz, Ruth Rabenhorst geb. Kerwel, Siegfried Szeiklies, Horst Schories, Werner Kryszon, Heinz Schmeling und Elisabeth Stockmann geb. Kaiser.

Heinz Schmeling gab einen interessanten Reisebericht über seinen Besuch in Tilsit, dem man viel Beifall zollte.

Es waren drei tolle Tage, die unvergessen bleiben. Den Höhepunkt bildete am Samstag der bunte Abend mit selbstgemachten Gedichten und Sketchen, die hervorragend vorgetragen wurden und dementsprechend Applaus bekamen. Zum Tanz spielte wieder unsere altbewährte Band unter der Leitung von unserem Manfred Kusmat aus der Niederungerstraße. Die Stimmung war super. Und so freuen wir uns alle, wenn es die Gesundheit erlaubt, auf unser zwölftes Wiedersehenstreffen am 20. Juni 1997 erneut in Barsinghausen.

Unser Rundschreiben mit Einladung erfolgt im Dezember 1996.  
Wir grüßen die Großschulgemeinschaft und ihre Angehörigen und wünschen ihnen alles Gute, vor allem Gesundheit.

Alfred und Elsbeth  
Pipien,  
Hinter der Alten Burg 31



30629 Hannover

Tel. (05 11) 58 16 04

## 6. Schulausflug der ehemaligen Schülerinnen der Königin-Luisen-Schule

„Wenn Engel reisen, lacht der Himmel.“ Wieder einmal fand ein altes Sprichwort seine Bestätigung, denn eine Busladung voller ehemaliger Schülerinnen der Königin-Luisen-Schule zu Tilsit trat bei strahlendem Wetter den sechsten Schulausflug an. Einige Ehemänner, Brüder, Vettern und ein Sohn waren mit von der Partie, doch auch das konnte weder den Himmel, noch die Laune beeinträchtigen.

Um 7 Uhr in der Früh trafen sich die ersten Teilnehmer in Bochum, und beim nächsten Zustiegen in Hannover gab es schon ein großes „Hallo“, denn die bereits im Bus befindlichen „Luisen“ begrüßten ihre Mitreisenden, „neu eingekleidet“ in weißen T-Shirts mit der Aufschrift „KLST - Königin-Luisen-Schule zu Tilsit“ (siehe Foto). Der letzte Zustieg erfolgte in Berlin, und für alle Teilnehmer wurde zur Einstimmung auf einen harmonischen Verlauf der Reise von uns Kaffee und Kuchen gestiftet.

Auf der Fahrt durch das wunderschöne Masuren wurden alle Mitfahrer durch umfangreiche Erklärungen auf Land und Leute eingestimmt. Im exklusiven „Hotel Gotebiewski“ in Nikolaiken wurde ein Hubschrauber-Rundflug über die Masurische Seenplatte angeboten, den sich einige „Luisen“ nicht entgehen ließen.

In Tilsit angekommen, fand am nächsten Morgen der traditionelle Sekt Empfang mit gegenseitiger Vorstellung statt. Auch dabei gibt es immer wieder einige Überraschungen durch ein Wiedererkennen nach 50 Jahren. Die örtliche russische Reiseleitung hatte sich etwas Besonderes für meinen Mann und mich einfallen lassen: Wenige Tage vor der Reise hatten wir das Fest der goldenen Hochzeit feiern dürfen, und so überreichte man uns einen herrlichen Blumenstrauß und einen Porzellan-Samowar. Wir waren sehr überrascht und sichtlich bewegt über diese Aufmerksamkeit. „Willkommen in Ihrer alten Schule, ewig junge ‚Luisen‘“, so wurden wir dann von Gregori Wolowikos, dem Direktor der Fachschule Nr. 1, der ehemaligen Königin-Luisen-Schule, herzlich begrüßt. Bei Sekt und von den Lehrerinnen selbstgebackenem Kuchen gab es ein fröhliches Wiedersehen, das nun schon zur Tradition geworden ist. Unsere Schule machte wie immer einen

sehr guten Eindruck, und auch die Eingangstür, für die von uns Farbe geliefert worden war, strahlte in neuem Glänze.

Auch die Schule Internat Nr. 1 für elternlose und behinderte Kinder wurde wieder aufgesucht, und die Direktorin Nina Schaschko bedankte sich bei den „Luisen“ für die Unterstützung und Hilfe, die sie den Waisenkindern angedeihen lassen. Erst Ende Mai waren u. a. auch 200 Schlafdecken für das Heim geliefert worden. Mit dem nächsten Hilfstransport, den mein Mann Mitte Oktober auf den Weg bringt, werden dann auch die restlichen 100 Decken geliefert.

Die nächsten Tage in Tilsit vergingen wie im Fluge durch die Stadtrundfahrt, durch eine bemerkenswerte Theateraufführung, eine Bootsfahrt auf der Memel und den immer wieder durchgeführten Abschiedsabend mit russischen Freunden und Gästen. Nur zu oft wurde die Frage gestellt: „Warum bleibt Ihr nicht länger bei uns?“

Uns jedoch zog es wie immer auf die Kurische Nehrung und nach Memel. Auf der Fahrt durch das Memelland, wo die Störche allmählich zur Reise gen Süden rüsteten, überraschte uns unser Busfahrer Udo mit einer zünftigen Erbsensuppe, die uns allen köstliche mundete. Nach dem Abendessen im Hotel „Klaipeda“ trafen wir uns am Memeler Hafen zu einer fröhlichen



Noch zu keiner Zeit nach 1944 hat die Stadt am Memelufer so viele ehemalige Tilsiter Mädchen in „konzentrierter Form“ gesehen, wie an jenem Augusttag des Jahres 1995. Mit neuer Ausstattung präsentierten sich die „Luisen“ am Portal der früheren Königin-Luise-Brücke.

Foto: Thomas Tintemann

Rundfahrt mit dem „Meschkinnisdampferchen“. Ein Tagesausflug auf die Kurische Nehrung mit Baden in der Ostsee und einem Picknick im Nehrungswald, eine Fahrt nach Polangen zum Bernstein-Museum rundete unseren Aufenthalt in Memel ab. Den Höhepunkt bildete der Abschiedsabend in Prökuls in dem kleinen Paradies eines litauischen Holzschnitzers, wo wir trotz Kaviar, Aal, Grillspießen und sagenhafter Torte noch tanzen und singen konnten. Mit dem Lied „Ade nun zur guten Nacht“ verabschiedeten wir uns von diesem wunderschönen Paradies. Die litauische Reiseleiterin Nijole hatte sich selbst übertroffen im Vorbereiten und Durchführen dieser schönen Tage in Memel und erhielt ehrenhalber ein T-Shirt mit dem Aufdruck der Luisen-Schule überreicht.

Die Rückreise führte uns über Königsberg, Frauenburg, Marienburg nach Danzig, wo wir am nächsten Morgen eine Stadtbesichtigung, Zoppot eingeschlossen, unternahmen. Über Stolp, Kolberg und die Halbinsel Wollin führte uns der Weg nach Stettin, von wo aus am nächsten Tag die letzte Etappe des sechsten Schulausfluges angetreten wurde.

Immer wieder wurde meinem Mann und mir bestätigt, daß die Erlebnisse und Eindrücke noch lange in den Mitreisenden nachwirken würden und manche Enttäuschung und Traurigkeit beim Anblick des heutigen Tilsit in einem solchen Kreis Gleichgesinnter leichter zu ertragen wäre. Und wir sagen: „Auf ein Neues.“ Wenn wir alle gesund und so munter bleiben wie bisher, steigt der siebente Schulausflug vom 17. Juli bis zum 28.

Juli 1996 und möge uns der Himmel dann ebensogut gesonnen sein wie 1995. Ja, wenn Engel reisen . . .“

Unser nächstes Schultreffen ist vom 3.-5. Mai 1996 in Essen.

Rosemarie Lang

## Schulgemeinschaft Realgymnasium/Oberschule für Jungen Tilsit (SRT)

Das zur Neige gehende Jahr 1995 war für die Schulgemeinschaft ein Jahr voller Höhen und Tiefen. Mit tiefer Trauer nahmen wir Abschied von unserem Vorsitzenden Werner Szillat. Zu den guten Nachrichten zählten der gelungene Verlauf des Schultreffens in Barsinghausen und das stetige Wachstum der Schulgemeinschaft durch den Zustrom neuer Mitglieder.

Beginnen wir die Rückschau chronologisch der Reihe nach:

### **Barsinghausen war eine Reise wert**

Im Mai dieses Jahres fand das 52. Schultreffen statt. 23 Schulkameraden waren in das schöne Fuchsbachtal gekommen, um in vertrauter Runde die Erinnerung an die alte Schule wachzuhalten.

Große Betroffenheit löste die schwere Erkrankung von Werner Szillat aus. Für ihn übernahm Hans Dzieran die Leitung der Veranstaltung, hieß alle

Schulkameraden und Gäste herzlich willkommen, unter ihnen den Vorsitzenden der Stadtgemeinschaft Horst Mertineit sowie Fredi Jost als Gastgeber.

Horst Mertineit brachte in seinem Grußwort die hohe Wertschätzung gegenüber der Schulgemeinschaft zum Ausdruck.

Charakteristisch für das Treffen war, daß neben „alten“ treuen Mitgliedern auch wieder einige Kameraden anwesend waren, die neu zur Schulgemeinschaft gestoßen sind. Dem Zustrom jüngerer Mitglieder der Einschulungsjahrgänge 1937-1942 ist es zuzuschreiben, daß der zahlenmäßige Bestand trotz natürlicher Abgänge nicht nur konstant bleibt, sondern sogar zunimmt. In diesem Zusammenhang fand das Engagement von Klaus Rausch besondere Würdigung.

Wichtigstes Thema am ersten Tag der Veranstaltung war die Weiterführung der Arbeit der Schulgemeinschaft. Die erforderlichen Festlegungen wurden einmütig bestätigt. Nach den Regularien gaben die Schulkameraden reihum Reminiszzenzen aus der Schulzeit und Anekdoten über die unvergessenen Lehrer zum besten. Hans Dzieran konnte einschätzen, daß es nicht nur Nostalgie ist, wenn in gemütlicher Runde die Schulzeit wieder lebendig wird, sondern es vertiefte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Verbindung zur Schule, die einen wesentlichen Lebensabschnitt geprägt hat und deren Tradition es zu bewahren gilt.

Am zweiten Tag fand das Schultreffen mit einem gemeinsamen Mittagessen seinen Abschluß. Horst Mertineit richtete den Blick auf das nächste Bundestreffen der Tilsiter im Herbst 1996 in Kiel, wo den Schulgemeinschaften ein ganzer Tag für Schultreffen eingeräumt wird, und wünschte der SRT weiterhin guten Zusammenhalt.

### **Trauer um Werner Szillat**

Am 18. 7. 1995 verschied der Vorsitzende unserer Schulgemeinschaft Werner Szillat, fern seiner geliebten ostpreußischen Heimat, im Alter von 73 Jahren. Seit 1986 stand er an der Spitze der Schulgemeinschaft und prägte mit Schwung und Ideenreichtum deren Wirken. Bis zuletzt kämpfte er zäh gegen eine tückische Krankheit, bis der Tod ihn aus unserer Mitte riß.

Wir, die gesamte Schulgemeinschaft, trauern um einen guten Freund und Kameraden. Lebenslange Liebe und Treue zu unserer ostpreußischen Heimat, die Bewahrung der Tradition unserer Schule und des Zusammenhalts ihrer Schüler zeichneten ihn besonders aus. Dafür gebührt ihm unser aller Dank.

In tiefer Trauer haben wir von ihm Abschied genommen. Werner Szillat wird uns unvergessen bleiben und in unseren Herzen weiterleben.

### **Wie geht es weiter mit der SRT?**

Nach dem schmerzlichen Verlust von Werner Szillat werden die Belange der Schulgemeinschaft durch den amtierenden Vorsitzenden, Schulkamerad

Hans Dzieran, kommissarisch wahrgenommen. Die ordentliche Wahl des neuen Vorstands und des Vorsitzenden erfolgt beim 53. Schultreffen, das im Oktober 1996 in Kiel stattfinden wird. Im Interesse einer gründlichen Wahlvorbereitung sollten Kandidatenvorschläge mit Begründung schon jetzt eingereicht werden, und zwar an Hans Dzieran, 09111 Chemnitz, Rosenhof 15. Es gilt, das Wirken der Schulgemeinschaft, die seit 1951 besteht und zu den größten ostpreußischen Traditionsverbänden zählt, kontinuierlich fortzusetzen.

Spendenüberweisungen sind an Schulkamerad Herbert Laurinat, 28325 Bremen, Osterholzer Möhlendamm 13, zu richten, der als stellvertretender Vorsitzender für die finanziellen Geschäfte der Schulgemeinschaft verantwortlich zeichnet.

### **Klaus Rausch läßt die Vergangenheit lebendig werden**

Einen spektakulären Erfolg erzielte Schulkamerad Klaus Rausch. Es gelang ihm, alle Klassenlisten aus dem letzten Tilsiter Schuljahr 1943/44 nach Unterlagen von Herrn Oberstudienrat a. D. Dr. Schwarz und mit dessen freundlicher Unterstützung zu rekonstruieren. Hinweise auf noch gesuchte Schulkameraden werden von Klaus Rausch jederzeit dankend entgegengenommen, Tel. (0 69) 74 82 91.

**Die entsprechenden Anschriftenlisten können bei Klaus Rausch, 60018 Frankfurt (Main), Postfach 101815 gegen Freiumschlag oder Rückporto angefordert werden.**

Allen Schulkameraden ein besinnliches Weihnachtsfest und ein gesundes neues Jahr wünscht  
Hans Dzieran

### **Hinweis**

***Das oben erwähnte Schülerverzeichnis konnte diesem Tilsiter Rundbrief als Beilage aus postalischen Gründen leider nicht beigefügt werden!***

Erinnern auch Sie sich an Ereignisse aus dem Tilsiter Alltag, die von allgemeinem Interesse sein könnten? – Dann schreiben Sie uns. Die Artikel werden im Falle einer Veröffentlichung ggf. von uns redaktionell überarbeitet.

# Der Schenkendorfplatz hat sein Gesicht verloren

Wer heute die Hohe entlangbummelt und vor dem völlig veränderten Schenkendorfplatz steht, der sucht vergeblich nach vertrauten Wahrzeichen, die den Platz und seine Umgebung prägten. Wo ist die Litauische Kirche, wo das Denkmal Max von Schenkendorfs? Wo sind sie geblieben?

Die Litauische Kirche hatte den Krieg relativ heil überstanden. Sie überstand auch noch vier Nachkriegsjahre. Dann, im Herbst 1949, brannte sie ab. Einer der Augenzeugen des Kirchenbrandes war Herr Kopylow, seinerzeit Bürgermeister in Tilsit, das damals schon Sowjetsk hieß. Er erinnert sich noch gut daran: Es geschah in einer dunklen stürmischen Oktobernacht. In unmittelbarer Nähe der Kirche befanden sich Lehrwerkstätten, zu denen ein offenes Schmiedefeufer gehörte. Eines Tages hatten die Lehrlinge zum Feierabend vergessen, das Feuer ordnungsgemäß zu löschen. Gluthitze und offene Flamme entzündeten die hölzerne Dachkonstruktion. Durch den Sturm begünstigt, stand das Dach im Nu im Flammen.

Die Brandbekämpfung war zu jeder Zeit ein Problem. Es gab damals noch keine Feuerwehr in der Stadt. Nur das Militär verfügte über Löschfahrzeuge. Ehe Hilfe eintraf, brannte die Kirche lichterloh. Die Löscharbeiten wurden durch den starken Sturm sehr beeinträchtigt und konnten nicht verhindern, daß das Dach zusammenstürzte.

In den Trümmern wurde eine Kassette mit zeitgenössischen Dokumenten sowie wertvollen Gold- und Silbermünzen gefunden. Der kostbare Fund wurde an Ort und Stelle im Beisein des Divisionskommandeurs, General Belik, dem Leiter des städtischen Finanzamtes Siwkow übergeben. Man sucht heute vergeblich nach dem Verbleib. Die Überreste der Kirchenruine wurden wenige Jahre später von Soldaten abgeräumt.

Mitten auf dem Platz stand das Denkmal Max von Schenkendorfs. Die 2,8 m hohe Bronzefigur war bei Kriegsende spurlos verschwunden. Nur der Sockel aus rötlichem Granit stand bis in die 60er Jahre. Die Buchstaben hatte man abgeschlagen. Eines Tages wurde auch der Sockel abgerissen und zu einem Lagerplatz der Baufirma abtransportiert. Bei Aufräumarbeiten am Standort des Denkmals fand man eine Metallkapsel mit Gedichten des Freiheitsdichters und einem Plakat der Denkmalweihe. Die Dinge waren schon arg mitgenommen, und kaum jemand wußte damit etwas anzufangen. Es war Dimitri Ljadenko, der die Dokumente sorgfältig restauriert hat. Sie befinden sich heute im Ostpreußischen Kulturzentrum Ellingen.

Hans Dzieran u. Isaak Rutman

# Urkunde

über die Schlußsteinlegung des Fundaments  
zum  
Schenkendorf-Denkmal.

---

So stehen wir nahe dein Ziele!

Noch in diesem Sommer wird an dieser Stelle sich erheben das eherner  
Standbild des Dichters der Befreiungskriege

## Max von Schenkendorf

und gelilgt wird sein die Ehrenschuld der Dankbarkeit gegen den Sänger und  
Kämpfer einer ruhmreichen Zeit, den Ruser zur Einheit und Wiederaufrichtung  
des deutschen Kaiserreiches, den „Kaiserherold“.

Zwar war es ihm nicht vergönnt, die Verwirklichung seiner Sehnsucht zu  
erleben, doch schauen durfte er in den schlimmsten Tagen unsres Vaterlandes  
den künftigen Einiger Deutschlands. Den ersten Kaiser aus dem Hohenzollernhause

W I L H E L M I.

der die Hoffnung seiner Völker zur Verwirklichung brachte. Dankbar gedenken  
wir des Hochseligen Kaisers, der thatkräftig unser Untertanen würderte, dankbar  
gedenken wir auch der andern Geschiedenen und Lebenden, die mit Tatkraft  
und Gabe eintraten für die Schöpfung des Erzbildes, das sich hier erheben soll  
uns und späteren Geschlechtern zu steter Mahnung,  
allzeit in Treue einzutreten

mit Volk für König und Vaterland,  
für Kaiser und Reich.

Cilsit, am dritten Juni im Jahre des Heils achtzehnhundertundneunzig,  
im zweiten Jahre der Regierung Seiner Majestät  
Kaiser Wilhelm II.

Das Komitee zur Errichtung eines Denkmals  
für Max von Schenkendorf.

J. U.

# Namen und Nachrichten

## Hohe Auszeichnung für Horst Mertineit - Tilsit



Die Ministerin, Frau Tidick, überreicht Horst Mertineit-Tilsit das Bundesverdienstkreuz.

Foto: Bernd Schmitz

Bundespräsident Roman Herzog hat den 1. Vorsitzenden der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Herrn Horst Mertineit, mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet.

Die Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kulturelles des Landes Schleswig-Holstein, Frau Marianne Tidick, überreichte diese Auszeichnung am 2. August 1995. Anwesend bei diesem Festakt waren neben Familienangehörigen der Landrat des Kreises Plön, der Bürgermeister von Mönkeberg (dem Wohnort von H. Mertineit), der Ex-Oberbürgermeister der Patenstadt Kiel, der Dezer-

nent für Städtefreundschaften und Bevölkerungskontakten der Landeshauptstadt Kiel, der Landesverbands-Vorsitzende der Landsmannschaft Ostpreußen sowie Präsidiumsmitglieder des Komitees Kieler Karneval und Vorstandsmitglieder der Stadtgemeinschaft Tilsit.

Mit dieser Auszeichnung wurde vor allem die jahrzehntelange ehrenamtliche Arbeit H. Mertineits zum Wohle seiner heimatvertriebenen Landsleute gewürdigt. Als langjähriger Vorsitzender unserer Stadtgemeinschaft sind vor allem seine Verdienste um die Heimatpflege hervorzuheben. Horst Mertineit suchte und fand den Kontakt zu den zuständigen Dienststellen und Persönlichkeiten der Patenstadt Kiel und der Landesregierung von Schleswig-Holstein. Er praktizierte überparteiliche Heimatpolitik mit Augenmaß und wirkte maßgeblich mit beim Brückenschlag zum Osten, insbesondere zu den Menschen, die jetzt in unserer Heimatstadt leben.

Mit dieser Auszeichnung sieht die Stadtgemeinschaft Tilsit zugleich eine weitere Anerkennung ihrer satzungsgemäßen Vereinsarbeit. Außerdem ist H. M. langjähriges Präsidiumsmitglied im Komitee Kieler Karneval, der sich neben Fröhlichkeit auch im sozialen Bereich stark engagiert.

## Bundesverdienstkreuz für Klaus Dietrich

Ein weiterer ehemaliger Tilsiter wurde vom Bundespräsidenten mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Klaus Dietrich, Sohn des

bekanntem Tilsiter Volksschullehrers Franz Dietrich, (zuletzt Neustädtische Schule) wohnt heute in Bad Honnef. Seinem Wunsch entsprechend, wurde diese hohe Auszeichnung in seiner Wohnung von Landrat Dr. Franz Möller überreicht. Gewürdigt wurde damit seine Einsatzbereitschaft bei der Sammlung von Hilfsgütern für die Menschen, die heute in Ostpreußen leben.

Bei der Sammlung wie auch beim Transport wurde Klaus Dietrich unterstützt von einzelnen Firmen, von Kirchengemeinden, von Ärzten und von zahlreichen Privatpersonen. Auf diese Weise gelangten mehr als 330 Tonnen Hilfsgüter zu den notleidenden Menschen und zu sozialen Einrichtungen in den polnischen und später, nach Öffnung der Grenzen, auch in den russischen Teil unserer Heimatprovinz.

Auch heute noch setzt sich unser Landsmann Klaus Dietrich erfolgreich für die Durchführung weiterer Hilfstransporte ein. Er gehört damit zu denen, die auch auf diese Weise den menschlichen Brückenschlag zum Osten praktizieren. Unsere besten Wünsche begleiten ihn auch für die Zukunft.

### **Rosemarie und Helmut Lang**

feierten am 28. Juli 1995 in Velbert-Langenberg ihre goldene Hochzeit. Rosemarie, geb. Zander, in Tilsit geboren, lernte ihren Ehemann während der letzten Phase des Krieges in Tuttlingen kennen. Getraut wurden beide in Wuppertal, dem Geburtsort von Helmut Lang und dem langjährigen Wohnsitz der Familie. Rosemarie ist Vorstandsmitglied der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. und Sprecherin der Schulgemeinschaft der Königin-Luisen-Schule Tilsit. In organisatorischen Angelegenheiten wird sie von ihrem Ehemann tatkräftig unterstützt. Beide haben sich besondere Verdienste mit der Vorbereitung und Durchführung von Hilfslieferungen nach Tilsit erworben.

### **Irmgard und Kurt Schultz**

konnten am 15. September 1995 in Nortorf (Schleswig-Holstein) ebenfalls auf ein 50jähriges Ehejubiläum zurückblicken. Beide stammen aus Tilsit. Auch sie heirateten in den Nachkriegswirren und sahen damals einer ungewissen Zukunft entgegen, die sich für sie - rückschauend betrachtet - äußerst positiv entwickelt hat und von vielen Erfolgen gekennzeichnet ist. Kurt Schultz ist langjähriges Mitglied in der Tilsiter Stadtvertretung und übt seit vielen Jahren das Amt des Kassenprüfers aus. Irmgard und Kurt Schultz nehmen seit vielen Jahren am Vereinsleben der Stadtgemeinschaft Tilsit regen Anteil und sind bei landsmannschaftlichen Veranstaltungen - sofern sie nicht auf Reisen sind - fast immer anzutreffen.

### **Anna Zdunek geb. Uschkoreit**

feierte am 20. November 1994 in Norderstedt bei Hamburg ihren 101. Geburtstag. Die hochbetagte Dame wohnte früher in Tilsit und dann in Heinrichsfelde im Kreis Schloßberg.

### **Maria Meyer**

wurde am 4. Dezember 1994 100 Jahre alt. Sie verlebte dieses seltene Altersjubiläum in der Seniorenvilla am Siebengebirge in Bad Honnef.

### **Alma Nieckau**

vollendete am 23. März 1995 ihr 90. Lebensjahr. Sie ist die Witwe des letzten deutschen Oberbürgermeisters von Tilsit. Frau Nieckau wohnt in Kiel im Haus ihrer Tochter und konnte ihren Geburtstag bei guter körperlicher und geistiger Verfassung feiern. Natürlich gehörten zum Kreis ihrer Geburtstagsgäste auch etliche Tilsiter. Am Vereinsleben der Stadtgemeinschaft nimmt sie noch regen Anteil, zumal ihre Tochter, Hannelore Waßner, seit fünf Jahren ehrenamtlich als Geschäftsführerin dieses Vereins tätig ist.

### **Marga Ruddies geb. Haufschild**

feierte am 4. Mai 1995 ebenfalls ihren 90. Geburtstag. Auch sie ist trotz ihres fortgeschrittenen Alters noch recht rüstig. Marga Ruddies ist die letzte noch lebende ehemalige Lehrerin der Tilsiter Luisenschule. So ist sie auch der Schulgemeinschaft dieser Schule noch eng verbunden. Man traf Marga Ruddies bei den Bundestreffen der Tilsiter in Kiel, bei den Wiedersehtreffen der Tilsiter Sportler in Barsinghausen, bei den Schultreffen der „Luisen“ in Essen und schließlich noch vor wenigen Jahren beim Schulausflug der Schulgemeinschaft in Tilsit.

### **Erwin Spieß**

dienstältestes Vorstandsmitglied der Stadtgemeinschaft Tilsit e. V. und langjähriger Heimatkreisbetreuer für Tilsit-Stadt in Berlin, feierte am 7. September 1995 seinen 85. Geburtstag. Noch immer führt er seine zahlreichen Ehrenämter gewissenhaft aus. U. a. ist er seit vielen Jahren Schatzmeister im Berliner Landesverband der Landsmannschaft Ostpreußen. Ihm zu Ehren gab der L.D.V an seinem Geburtstag einen Empfang im Berliner Deutschlandhaus. Über die Aktivitäten von Erwin Spieß und über seine hohen Auszeichnungen wurde in den Tilsiter Rundbriefen wiederholt berichtet. (Siehe hierzu auch: „Leever Erwin“ im nachfolgenden heiteren Teil dieses Rundbriefes.)

### **Peter Joost**

wurde am 20. Januar 1995 75 Jahre alt. Auch er ist langjähriges Vorstandsmitglied unserer Stadtgemeinschaft und hat sich besonders um die Mitgestaltung von 2 Bildbänden über Tilsit, um die Erarbeitung von Artikeln für den Tilsiter Rundbrief und um die Beschaffung von Dokumenten und Informationsmaterial für die heimatkundliche Arbeit verdient gemacht. Auf Peter Joost war stets Verlaß, wenn er seine Mithilfe zusagte.

## **Heinz Kebesch**

feierte seinen 75. Geburtstag am 3. Oktober 1995. Er wohnt in Detmold und ist seit 20 Jahren maßgeblich an der Mitgestaltung des Tilsiter Rundbriefes beteiligt, für den er schon zahlreiche Artikel verfaßt hat und auch entsprechendes Bildmaterial zur Verfügung stellte. In jahrelanger Arbeit hat sich Heinz Kebesch ein umfangreiches Ostpreußen-Archiv aufgebaut, das für ihn eine wertvolle Grundlage für seine heimatkundliche Arbeit ist.

## **Alfred Pipien**

vollendete das 70. Lebensjahr am 1. September 1995 in Hannover, wo er seit einigen Jahrzehnten wohnt. Vorstandsmitglied ist unser Landsmann seit fünf Jahren, doch seine heimatbezogenen Aktivitäten reichen weiter zurück. Hervorzuheben sind dabei seine künstlerischen und organisatorischen Fähigkeiten. So baute er zusammen mit seiner Ehefrau innerhalb kurzer Zeit die Schulgemeinschaft der Schwedenfelder Schule auf. Im Maßstab 1:150 stellte er Modelle von Tilsiter Bauwerken her. Die schwierigste Arbeit hierbei war das Modell der Königin-Luise-Brücke, das er zusammen mit dem aus Königsberg stammenden Kunsterzieher Horst Dühning fertigte. Er schrieb Artikel für den Tilsiter Rundbrief und verfaßte u. a. ein Buch mit kleinen heiteren Geschichten aus dem Tilsiter Alltag mit dem Titel „Darüber lachen wir noch heute“.

## **Wir erinnern uns**

### **Alfred Paura**

ein „echter Stolbecker Jung“, verstarb am 5. Dezember 1994. Geboren wurde er am 24. Mai 1918. Sein jetziger Wohnort war Oberursel. Er bemühte sich erfolgreich um den Zusammenhalt ehemaliger Stolbecker Schüler. Für den Tilsiter Rundbrief lieferte er etliche Beiträge und Informationen. Er bewahrte sich das ostpreußische Platt und fühlte sich wohl, wenn er diese Sprache im Kreise seiner Landsleute auch anwenden konnte.



### **Rudolf Suttkus**

starb am 9. Dezember 1994 nach langer, schwerer Krankheit in Kiel. Von 1975 bis 1990 war er Geschäftsführer der Stadtgemeinschaft Tilsit e. V. und damit an zentraler Stelle für seine Landsleute tätig. Bereits zuvor hat er sich besonders an der Durchführung von Schwerpunktmaßnahmen aktiv beteiligt. Zu seinen Hauptaufgaben gehörten die Betreuung der Tilsiter Heimatortskartei und die Erteilung von Auskünften an ratsuchende ehemalige Tilsiter. Rudolf Suttkus wurde 76 Jahre alt.

## **Hans Felgendreher**

verstarb am 16. März 1995 im Alter von 65 Jahren. Er gehörte zum Kreis derer, die im Kieler Umfeld wohnten und bei der Stadtgemeinschaft Tilsit engagiert mithalfen, wenn es galt, Veranstaltungen vorzubereiten und Schwerpunktmaßnahmen durchzuführen. Die Mitarbeit von Hans Felgendreher geht bis in die Anfangsjahre der Stadtgemeinschaft zurück.

## **Werner Szillat**

gehörte als Archivar dem engeren Vorstand unserer Stadtgemeinschaft an. Er wurde am 6. Juni 1922 in Tilsit geboren und starb am 18. Juli 1995 in Klausdorf/Schwentine, am Stadtrand von Kiel. Obwohl Werner Szillat schon seit vielen Jahren Anteil an der Vereinsarbeit nahm, hat er sich - nach seiner Pensionierung als Leitender Verwaltungsdirektor - verstärkt dieser landsmannschaftlichen Arbeit gewidmet. In den Jahren dieser Tätigkeit hat sich das Tilsiter Heimatarchiv beachtlich erweitert. An den Arbeitssitzungen des engeren Vorstands in der Kieler Geschäftsstelle nahm er fast immer teil. Er schrieb Artikel für den Tilsiter Rundbrief und übernahm außerdem das Amt des Schulsprechers für die Schulgemeinschaft des Realgymnasiums Tilsit, die er im Sinne seines Vorgängers und Gründers der Schulgemeinschaft, Dr. Friedrich Weber, weiterführte und weiterentwickelte (siehe hierzu auch Anmerkungen unter „Schulgemeinschaft Realgymnasium“).

**Die verstorbenen Landleute haben sich um die Stadtgemeinschaft Tilsit e. V. verdient gemacht. In Trauer und Dankbarkeit verneigen wir uns vor ihnen. Unser Mitgefühl gilt den Angehörigen.**

## **Frau Hertha Pilzecker geb. Scholz**

eine heimattreue Tilsiterin, hat uns im hohen Alter von 97 Jahren verlassen. Sie war die Ehefrau des vielen Tilsitern bekannten Lehrers Pilzecker. Ihre Sehnsucht galt bis zum Schluß ihrer Heimat. Deshalb hatten ihre Angehörigen mit beachtenswertem Erfolg anstelle von zugeordneten Kränzen und Blumen um eine Spende für die Stadtgemeinschaft Tilsit (Hilfsfond) gebeten.

**Wir danken allen Lesern des Tilsiter Rundbriefes, die auch 1995 unsere heimatkundliche Arbeit durch großzügige Spenden, durch aktuelle Informationen, durch Fotos oder durch eigene Artikel unterstützt haben.**

**Ihre  
Stadtgemeinschaft Tilsit e.V.**

## Tilsit

Schemen verlassener Posten,  
umwoben von Schicksalsgeschichte;  
Memelstrom, spiegelnd im Lichte:  
Stadt im einst preußischen Osten.

Ort im Bett aus Feld und Flur,  
auch ein Friede war sein Ziel;  
Hort für Kunst und Kinderspiel:  
Stadt und Stätte der Kultur.

Turm von der Kirche des Ordens,  
Luisenbrücke, stromüberstrebend;  
Formen, als Wahrzeichen lebend,  
im Wandel östlichen Nordens.

Hafengetriebe, Park Jakobsruh'  
Tilse, stauend zum Mühlenteich;  
Straßen belebt, arm oder reich:  
Laute des Lebens - hörten wir zu?

Überschwemmte Memelauen,  
Kiebitzrufe, Kranichschrei;  
Vögel fliegen weit und frei:  
Wir müssen irdisch bauen!

Fragen, gestellt an Raum und Zeit:  
Können sich Male verschieben?  
Was ist vergangen, was geblieben,  
nahe dem Sinn, in Ferne weit?

Rudolf Kukla

# Berichtigungen zum 24. Tilsiter Rundbrief

## Titelseite

Das auf dem Foto u. a. abgebildete Haus des früheren Weinrestaurants Sanio befindet sich nicht an der Ecke Packhofstraße, sondern an der Ecke Deutsche Straße/Bäckergasse.

## Seite 16, „Der letzte Kampf um Tilsit“

Unten fehlt eine Zeile. Es muß heißen: Drei neuaufgestellte Volksgrenadierdivisionen, die 551., 548. und 561., hielten das Memelufer besetzt. Im östlichen Frontbogen von Haselberg waren die 56. und 69. Infanteriedivision in Stellung gegangen. Auf Seite 22 muß es im fünften Absatz wie folgt heißen: Nach einem Dokument des Zentralarchivs des UdSSR-Verteidigungsministeriums gilt Tilsit ab 20. Januar 1945, 10 Uhr, als erobert.

## Seite 20, „Burg Tilsit“

Die Unterschrift zu den beiden Fotos enthält einige Setzfehler, die aber den Sinn nicht entstellen und den Informationswert nicht mindern. Deshalb kann auf eine vollständige Textwiedergabe verzichtet werden.

## Seite 114, Reisebetreuerinnen

Der Text zu dem Foto auf Seite 115 wurde durch einen Übertragungsfehler sinnentstellt. Hier muß es richtig heißen: Anna Sitner, Reiseleiterin und Betreuerin des Hotels „Drangowskiberg“.

Nicht erwähnt wurde dabei Duscha Kartschewskaja (nebenstehendes Foto). Duscha betreute s. Zt. die Gäste im Hotel „Tilsiter Hof“ in der Fabrikstraße und begleitete die Reisegruppen während der Tagesausflüge. Den meisten Teilnehmern der Tilsiter Reisegruppen ist Duscha bekannt. Sie erfreute die Gäste nicht nur durch ihr freundliches Wesen und ihre stete Hilfsbereitschaft, sondern auch durch Lieder ihrer weißrussischen Heimat. Ihr Gesang wurde während der Folkloreabende begleitet von dem russischen Musikensemble „Tilsiter Souvenirs“.



Foto: I. Koehler



Die Schriftleitung bittet die entstandenen Fehler zu entschuldigen und dankt zugleich für entsprechende Hinweise aus dem Leser- und Autorenkreis.

# Veranstaltungen der Heimatkreisgruppe Tilsit in Berlin

## 1995

10. Dezember 15.00 Uhr Weihnachtsfeier im Deutschlandhaus  
Raum 110

## 1996

7. Januar 15.00 Uhr Jahreshaupttreffen Raum 208  
9. Februar 20.00 Uhr Karnevalsveranstaltung  
im Hotel Steglitz - Albrechtstr. 2  
12165 Berlin  
3. März 15.00 Uhr Heimattreffen - Raum 110  
14. April 15.00 Uhr Heimattreffen - Raum 110  
5. Mai 15.00 Uhr Heimattreffen - Raum 110  
Muttertag  
2. Juni 15.00 Uhr Heimattreffen - Raum 110  
6. Oktober 15.00 Uhr Heimattreffen - Raum 110  
Erntedankfest  
3. November 15.00 Uhr Heimattreffen - Raum 110  
8. Dezember 15.00 Uhr Heimattreffen - Raum 110  
Weihnachtsfeier

Alle Treffen - sofern nicht anders angegeben - finden im Deutschlandhaus  
- Stresemannstr. 80 - 10963 Berlin - statt. Zu erreichen mit der S-Bahn bis  
Anhalter Bahnhof - mit dem Bus - Linie 129 - bis Askanischer Platz oder mit  
der U-Bahn bis Hallesches Tor und Kochstraße.

- Programmänderungen vorbehalten -

## Ausdrücklich ostpreußisch -von K-Z

Fortsetzung aus dem 24. Tilsiter Rundbrief

**Klumpen:** Holzpantinen  
**Klumpenschul'** herablassend f. Volksschule  
für die Armen, welche  
auf Klumpen laufen  
müssen  
**Koppskiekel, gehen:** sich überschlagen, zusammenbrechen, abieben  
**Kraggen:** heruntergekommene Pferde/u. a.  
**Krät: (maskulin)** Halbschimpfwort für Mensch und Tier  
(v. Kröte abgel.)  
**krätsch:** widerspenstig, hinterhältig  
**Kuckel(-Brot):** Brotlaib  
**Kuller:** Kugel (kullern = rollen)

<b>knipsen:</b>	fotografieren
<b>kuppeln:</b>	Tauschgeschäfte unter Kindern (Reimabschluß: 1-2-3, Kuppelei ist schon vorbei!)
<b>Lorbaß:</b>	Tunichtgut
<b>Luntruß:</b>	Taugenichts
<b>maddern:</b>	herumbasteln (neg. bei.)
<b>margrietsch:</b>	gratis (dazubekommen)
<b>Marjell:</b>	Mädchen (allgemein)
<b>molsch:</b>	müde/erschöpft oder auch angefaultes Obst
<b>Mutzkopp:</b>	Strafmaßnahme: „Kopfnuß“
<b>nicksch:</b>	störrisch, trotzig
<b>Nuddel:</b>	Drehschlüssel/Kurbel
<b>nuddeln</b> (annuddeln)	drehen, aufziehen (Schlittschuhe a. d. Schuhsohlen festdrehen)
<b>nuscht:</b>	nichts
<b>Opanken</b> (Pantinen):	Hausschuhe, auch Holzpantinen
<b>Paslak:</b>	Handlanger
<b>Patsch:</b>	Matsch, Schlamm, feuchte Abfälle (Patscheimer f. Drang)
<b>patschen:</b>	mit Händen in Feuchtem herumspielen
<b>Penunzen:</b>	Jugendausdruck: Geld
<b>piesaken:</b>	belästigen, quälen
<b>pingksern:</b>	herumbasteln
<b>plärren:</b>	lautheulend weinen
<b>plachandern:</b>	tratschen, Klatsch verbreiten
<b>Pochel:</b>	Schwein
<b>Poggen:</b>	Frösche
<b>Poggenritzer:</b>	schwarzhumorig für Taschenmesser (Jugendausdruck)
<b>premsen</b> (reinpremsen):	-pressen, -drücken, -zwängen
<b>Pungel</b> (einpungeln):	aus Tuch gebundener Beutel (in Tücher/Schals wickeln, auch Kinder im Winter)
<b>Pracher:</b>	Bettler, armer Mensch
<b>Racker:</b>	naseweis, schlaues Kerlchen
<b>Rummel:</b>	Vergnügungsteil v. Jahrmarkt
<b>Schmeißweg:</b>	Jahrmarktsschreier (-händler)
<b>schmengern:</b>	naschen
<b>schlarren</b> (mit Füßen):	mit schleifenden Schuhsohlen nachlässig gehen
<b>schorren:</b>	auf Schuhsohlen schlittern, (Schnee, Eisrutsch- bahnen)
<b>Schöps:</b>	Schaf/(Schöpsenbraten)
<b>schubsen:</b>	jungenhaftes Kräftemessen mittels Schulterstößen

<b>Sehups:</b>	alte Jungenhaartracht: Kopftotalschur - bis auf einen ponyartigen Schopf über der Stirn
<b>Schuppenis:</b>	Brei aus gekochten Trockenerbsen (auch grauen Erbsen)
<b>Senge:</b>	Tracht Prügel
<b>spicken</b> (mit Füßen):	verächtlich anzusehende Fußstritte gegen Mensch u. Tier
<b>Spillkucks:</b>	kleiner Schlauberger
<b>Tongksen:</b>	Jugendausdruck für Bonbons
<b>ungezogen</b> (sein):	unartig, ungehörig handeln
<b>verquer:</b>	ungeordnet, kreuzweise
<b>Wabbels:</b>	Käfer, Kriech-Insekten
<b>Wocken:</b>	Jugendausdruck: Fahrrad
<b>Zagel:</b>	Tierschwanz
<b>zerpaukschen:</b>	zerkleinernd verrühren
<b>zerrjen</b>	jemand ärgern, foppen (v. zerren abgel.)

Fragmentarische Erinnerung v. Rudolf Kukla

## Worüber heute in Tilsit gelacht wird

### **Die Stewardëß beim Anflug auf Königsberg:**

„Wir landen in Kürze auf dem Flugplatz Königsberg-Powunden. Schnallen Sie sich bitte an, stellen Sie das Rauchen ein und stellen Sie Ihre Uhren um 50 Jahre zurück!“

**Am Fletcherplatz** steht Nikolai mit nur einem Schuh. „Hast du einen Schuh verloren?“ fragt besorgt sein Freund. „Njet“, erwidert Nikolai strahlend. „Ich habe einen gefunden!“

**Im Kaufhaus SADKO** kauft Jonas ein Paar Schuhe. „Der rechte Schuh drückt“, moniert er. „Nitschewo“, erwidert die Verkäuferin, „der tritt sich aus und wird weiter“. „Aber dafür ist der linke Schuh jetzt schon zu weit“, klagt Jonas.

„Nitschewo“, beruhigt ihn die Verkäuferin, „beim nächsten Regen läuft er ein.“

**Rentner Nikolai Iwanowitsch** geht ins Fleischwarenmagazin Nr. 27, um Wurst zu kaufen. Er zählt zehn verschiedene Wurstsorten auf, erhält aber immer wieder abschlägigen Bescheid. Die anderen Kunden tuscheln: „Enorm, was der alte Mann noch für ein Gedächtnis hat!“

„**Was ist das?**“ fragt Nikolai verwundert einen Maler, der über einem Schaufenster in der Hohen Straße die Aufschrift „Juice-Shop“ anbringt. „Nitschewo“ sagt der Maler, „es bleibt trotzdem der alte Saftladen.“

# Königsberger Fleck

Was mancher Koch wirft achtlos weg,  
wird feinstes Königsberger Fleck.

Erklärt sei dies nun ohne Eile: -  
Es handelt sich um solche Teile,  
die viele nicht zu essen wagen; -  
gemeint ist hier der Rindermagen!

Nun hat, des Wiederkauens wegen,  
das Rind im ganzen vier der Mägen:  
Da gibt's, fast glatt und ohne Fransen,  
zunächst den größten, ja, den Pansen.  
Die and'ren drei sind nicht so wichtig:  
Netz-, Blätter-, Lab-, - soviel ist richtig,  
erhalten, weil sie nah der Endung,  
meist etwas weniger Verwendung.

Den Magen, dessen Falten, Taschen,  
entleert und gründlich ausgewaschen,  
nimmt nun ein Koch, der sich bemüht,  
bis alles mehrfach abgebrüht,  
weil dadurch dann Aromen schwinden,  
die wir als köstlich nicht empfinden.  
So kann die Speise schließlich reifen,  
zerstückt zu „Flecken“, feine Streifen.

So zäh wird's aber nicht gemocht  
und also wird sehr lang gekocht,  
bis dieses „Fleckwerk“ dann gewiß  
ist zart genug - und fein im Biß!  
Nun müssen die Gewürze dran,  
wie Pfeffer, Thymian, Majoran,  
Salz, Zitrone - und dann nur  
noch jene Würze der Natur,  
welche, weil da Kräfte walten,  
trotz allen Brühens blieb erhalten!

Erneut gibt sich der Koch viel Mühe,  
kocht weiter, nun in feinsten Brühe,  
was sorgsam er bisher bereitet,  
worauf er dann zur „Krönung“ schreitet,  
denn so ergibt sich jetzt in Kürze  
die eigentlich gewünschte Würze.  
Zu reicher Suppe aufgeweckt  
und nochmals herzhaft abgeschmeckt,  
wird diese zum Genuß erhoben,  
den Kenner in den Himmel loben.

Wer immer in Erwägung zieht,  
daß nichts entsteht, wenn nichts ge-  
schieht,  
der läßt den Gaumen sich beschenken  
und wird in aller Ehrfurcht denken: -  
„Mit sehr viel Liebe und Bedacht  
wird Königsberger Fleck gemacht!"

Rudolf Kukla

Zum 85. Geburtstag von Erwin Spieß gratulierte Hildegard Rauschenbach auf ihre Weise. Hier ein Auszug daraus.

## Leewer Erwin,

Du best hide finfunachzig Joahr!  
Nei - segg, ös dat werklich woahr??  
Kickt man Di sick so richtig an -  
wat best Du noch e röstiger Mann!  
Dine Ooge send kloar, Din Gang ös fest  
- wenn Du nich v'leicht geroad besoape best -  
Du dreggst keine Brell, kannst noch goot heere,  
un Din Kopp, na Erbarmung, da deit funkioneere!  
So manchem Jungsche moakst noch wat vār,  
doa ös manchsmaal met verzig (40) de Kopp all halv leer.  
Kadreiirt moal eener, heerscht to Du geduldig,  
aber de Antwort, da blevst bestemmt emm nich schuldig.  
Din Woort, dat weet wi, hätt vāl Gewecht,  
weil doa Dine lange Erfoahrung metsprecht,  
un allet em scheenste Ostpreußisch gesecht,  
doa gev't Di jeder Kloogschieter recht.

De leewe Gottke meeg Di, Erwin, bewoahre  
vār Krankheit, vār Onglökk noch lange Joahre,  
meeg he Toversicht un Kraft Di gāwe,  
vertruu opp emm, he lenkt Din Lāwe.  
Wi alle wönsche Di, dat Du noch lang so röstig best,  
un gefft hier en fuffzehn Joahr e Fest,  
denn sägge alle ganz verwundert:  
„Erbarmung - de Erwin ös all Hundert!"

Deuschordensschloß, 91792 Ellingen, Tel. (09141) 8644-0, Fax (09141) 86 44-14

**Geöffnet:** Di-So 9-12 und 13-17 (April-September)

Di-So 10-12 und 14-16 (Oktober-März)

**Eintritt:** 3,00 DM, Ermäßigungen

**Führungen:** Nach Vereinbarung

**Leitung:** Wolfgang Freyberg

**Geschichte:** Nach Übernahme der Patenschaft des Freistaates Bayern für die Landsmannschaft Ostpreußen wurde 1981 der Westflügel des Deuschordensschlosses Ellingen zunächst als Sammelstelle für ostpreußisches Kulturgut zur Verfügung gestellt. Nach umfangreichen Renovierungsarbeiten konnten 1988 im Erdgeschoß das Archiv und 1992/93 die beiden Obergeschosse zur Aufnahme von Dauer- und Wechselausstellungen eingerichtet werden.

**Sammlungen:** Teil des Kulturzentrums ist ein museales „Schaufenster“ mit einer Dauerausstellung zur Landeskunde und Kulturgeschichte Ostpreußens: Bernsteinkabinett / Königsberger Bürgerzimmer / historische Jagdwaffen / Keramik aus Cadinen / Gemäldegalerie u.a.

**Besondere Einrichtungen:** Bibliothek / Zentrales Archiv der Landsmannschaft Ostpreußen / Bildarchiv / Vortragsraum (Filmvorführungen, Diavorträge) / Arbeitsräume für Besucher.

**Besondere Aktivitäten:** Ständig Sonderausstellungen / Konzerte im Schloßhof.

**Veröffentlichungen:** Faltblatt / Sonderausstellungskataloge.

**Lage:** Ca. 50 km südlich von Nürnberg, an der B2 / B 13. Parkplätze vor dem Schloß. Bahnstation.

## Was bietet eine „Freizeit“ im Ostheim?

- eine Gemeinschaft mit ostpreußischen Landsleuten, die sich für die Aufenthaltsdauer als Familie fühlen mögen.

Für Abwechslung wird mit einem dosierten Programmangebot wie Basteln, Singen, Ausflüge in die nähere Umgebung (Hameln, Solling, Weserbergland, Teutoburger Wald), Lesungen ostpreußischer Autoren, Dia- und Filmvorträge, Kegeln o. a. gesorgt.

Für Einzelgäste oder Ehepaare besteht die Möglichkeit, an diesen „Freizeiten“ teilzunehmen.

### Hier die Termine für 1996:

#### **Frühjahrstage:**

Dienstag, 9. April, bis Donnerstag, 18. April

#### **Sommerfreizeit:**

Dienstag, 18. Juni, bis Mittwoch, 17. Juli, oder Dienstag, 18. Juni, bis Dienstag, 2. Juli, oder Mittwoch, 3. Juli, bis Mittwoch, 17. Juli. **Aufenthaltsdauer:** 14 oder 29 Tage

#### **Herbstliche Ostpreußentage:**

Dienstag, 8. Oktober, bis Donnerstag, 17. Oktober

#### **Weihnachtsfreizeit:**

Donnerstag, 19. Dezember 1996, bis Montag, 6. Januar 1997

Wann dürfen wir Sie als Gast zu unseren Freizeiten begrüßen?

Anfragen und Anmeldungen richten Sie bitte an:

**OSTHEIM e.V.**

**Parkstraße 14, 31812 Bad Pyrmont**

**Telefon: (052 81) 85 38**



Foto: Riechert

Stolz trägt diese junge Ärztin,  
Tochter eines Tilsiters, das

## T-Shirt mit dem Tilsit-Emblem

Die T-Shirts sind weiß-meliert mit  
schwarzem Aufdruck. Es gibt sie  
in allen Größen von L-XXL, auf  
Anforderung auch in M und in  
Kindergrößen.

**Preis: 25,- DM**  
**+ 6,50 DM Versandkosten**

Zu beziehen bei der  
Stadtgemeinschaft Tilsit e.V.,  
Gaardener Str. 6, 24143 Kiel

**Zahlung erst nach Lieferung!**



**OL.** Ostpreussisches  
Landesmuseum

Ritterstraße 10  
21335 Lüneburg  
Telefon (0 41 31) 4 18 55  
Telefax (0 41 31) 4 60 91  
Geöffnet: Di.-So. 10-17 Uhr

NATURKUNDE

KUNSTHANDWERK  
GEISTESGESCHICHTE

BILDENDE KUNST

LÄNDLICHE  
WIRTSCHAFT  
GESCHICHTE

Dioramen, Trophäen,  
Jagdwaffen  
Bernstein, Keramik, Silber  
Philosophie, Literatur,  
Universitätsgeschichte  
Kunstakademie Königsberg,  
Künstlerkolonie Nidden,  
Lovis Corinth  
Landwirtschaft, Pferdezucht  
Fischerei  
Landesgeschichte von den  
Preussen bis 1945

### Verkehrsverbindungen:

vom Lüneburger Hauptbahnhof Buslinie 6, 7 und 15

### Eintrittspreise:

Erwachsene 3- DM, ermäßigter Eintritt 2- DM

Führung (tel. Anmeldung) 40- DM

Schulklassen haben freien Eintritt

Museumsgespräche und Führungen für Schulklassen 40 - DM

### Anmeldung für Führungen:

Um Ihre Terminwünsche für Museumsgespräche, Führungen und Projekte berücksichtigen zu können, bitten wir um telefonische Anmeldung bei der Museumspädagogischen Abteilung möglichst bis 14 Tage vor dem gewünschten Termin.

Anlässlich des fünfzigjährigen Bestehens jener Tageszeitung wurde am 15. August 1931 in Tilsit die

## ***Jubiläums-Ausgabe der Tilsiter Allgemeinen Zeitung;***

herausgegeben. Auf 68 Seiten berichtete das Blatt aus allen Bereichen der Stadt und über die Entwicklung jener 50 Jahre. Wegen ihres zeitdokumentarischen Wertes wurde die Zeitung 1992 originalgetreu nachgedruckt und an alle der Stadtgemeinschaft Tilsit bekannten Adressen verschickt. Es sind noch Exemplare vorrätig. Interessenten, die diese Zeitung bisher nicht erhalten haben, oder solche, die weitere Exemplare wünschen, wenden sich an die **Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Gaardener Str. 6, 24143 Kiel**. Postkarte genügt! Die Zusendung ist kostenlos. Ein Überweisungsträger für eine freiwillige Spende liegt bei.

## **Senteinen**

und der Drangowskiberg

Alfred Rubbel erstellte auf 40 Seiten im Format DIN A5 (Kunstdruckpapier) eine Dokumentation über den südlichen Tilsiter Vorort. Diese Broschüre enthält u.a. 7 Farbfotos, 6 Abbildungen in schwarz-weiß und einige Landkarten und Skizzen. Erhältlich bei der **Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Gaardener Str. 6, 24143 Kiel**. Postkarte genügt. Zusendung kostenlos.

Von der Stadtgemeinschaft Tilsit gestaltet:

## **Papierservietten**

**mit dem Aufdruck der Königin-Luise-Brücke und der Deutschordenskirche.**

5Packg. à 12 Stück, einschl. Versandkosten

**10,—DM**

**Bestellung bei der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Gaardener Str. 6, 24143 Kiel**

Postkarte genügt

Bezahlung nach Lieferung

Die Stadtgemeinschaft bietet weiterhin an:

### **Tilsit-Krawatten**

marineblau, mit Stadtwappen, dezent gestreift  
mit den Farben Tilsits

Stück 15,—DM

### **Damentücher**

dunkelblau, mit aufgesticktem  
Tilsiter Stadtwappen

Stück 15,—DM

### **Federzeichnungen**

**34 x 22 cm** plus Bildrand (Meyer-Erdlen, Hamburg).

Folgende Tilsiter Motive sind noch erhältlich:

Schenkendorffplatz, Am Hohen Tor, Luisenhaus auf dem  
Ludendorffplatz sowie Anger mit Elch und

Grenzlandtheater

Preis pro Motiv **30,—DM**

**Zu beziehen über die Stadtgemeinschaft Tilsit e.V., Gaardener Str. 6, 24143 Kiel**

---

Diesem 25. Tilsiter Rundbrief ist beigelegt ein

## **Verzeichnis**

**der in den Tilsiter Rundbriefen von Nr. 1 bis 24 erschienenen Artikel.**

Weitere Exemplare können bei der Stadtgemeinschaft Tilsit e.V. (auf freiwillige Spendenbasis) angefordert werden.

Die Tilsiter Rundbriefe Nr. 1 bis 23 können leider nicht mehr nachgeliefert werden. Der 24. T. R. ist in begrenztem Umfang noch verfügbar.

---

Das „Schaufenster Ostpreußen“ mit den Tilsiter Stuben befindet sich im

## **Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum (Bergenhusenhaus)**

Darüber hinaus sind im Freilichtmuseum mehr als 50 weitere Bauernhäuser aus Schleswig-Holstein mit interessanten Einrichtungen zu besichtigen. Das Freilichtmuseum liegt in Molfsee, am südlichen Stadtrand von Kiel, und ist zu erreichen über die Bundesstraße 4 zwischen Kiel und Neumünster. Autobahn A215, Ausfahrt Blumental, oder vom Kieler Hauptbahnhof (ZOB) mit dem Bus in Richtung Flintbek.

Öffnungszeiten täglich (außer montags) von 10.00 bis 17.00 Uhr, während der Sommerferien auch montags, in den Wintermonaten nur sonntags.

---

Der Verein für Familienforschung in Ost- und Westpreußen hat kürzlich als Nachdruck im Format 1:1 (DIN A5) das

## **Adreßbuch der Stadt Tilsit**

bezogen auf das Jahr 1919, herausgebracht. Das Original wurde einst gedruckt und verlegt von J. Reylaender & Sohn. Das Werk umfaßt 490 Seiten und enthält neben den Namen der Tilsiter Bürger auch Anzeigen von Tilsiter Firmen und Gewerbetreibenden.

Das Adreßbuch ist nicht nur eine hervorragende Quelle personengeschichtlicher Daten, sondern auch eine stadtgeschichtliche Quelle von Gewicht.

**Preis: 49,00 DM + Porto und Verpackung**

**Bestellungen beim Verein für Familienforschung in Ost- und Westpreußen  
Elisabeth Meier, Postfach 1105 69, 46125 Oberhausen (Fax 0208/669475)  
Beziehen Sie sich bei ihrer Bestellung auf den Tilsiter Rundbrief**

---